

177  
1777

24





Die  
**Kirche Notre-Dame**  
zu Paris.

---

Historisch-romantische Erzählung

von

**Victor Hugo.**

---

Nach

der vierten französischen Original-Ausgabe übersetzt

von

**Theodor Weis.**

Zweiter Band.

---

---

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.



112  
Hilf mir Gott danken

in dem

Wort Gottes

zu sein

der mich erlöst hat

aus aller Not

und Tod

und allezeit

und allezeit

1881



## Fünftes Buch.

### I.

Unparteiischer Hinblick auf die alte obrigkeitliche  
Verfassung.

Eine sehr glückliche Person war im Jahre 1482 der edle Robert von Estouteville, Ritter, Herr auf Beyne, Baron von Jory und St. Andry en la Marche, königlicher Rath und Kammerherr, und Profos von Paris. Schon vor 17 Jahren, i. J. 1465, hatte er die schöne Stelle eines Profos von Paris bekommen. Es war merkwürdig, daß er sie noch im Jahre 82 inne hatte, denn beinahe alle übrigen Beamte in Paris, welche fast an einem und demselben Tage mit Estouteville eingesetzt waren, hatten ihre Stellen schon lange wieder verloren, und diese waren in den verfloffenen 15 Jahren mehr als einmal vacant geworden. Die Stelle eines Profos von Paris war ihm in Verwahrung gegeben; und wahrlich! er verwahrte sie wohl. Er hatte sich so fest an sie geklammert, daß er der Veränderungswuth des mißtrauischen, knauserigen Königs,



Ludwigs XI., entgangen war, welcher durch häufiges Bestallen und Abrufen seiner Beamten die Elasticität seiner Macht zu unterhalten strebte. Ja, noch mehr, der tapfere Ritter hatte für seinen Sohn die Anwartschaft auf die Stelle nach seinem Tode erhalten, und schon seit zwei Jahren prangte der edle Name Jakobs von Estouteville, königlichen Stallmeisters, neben dem seinigen an der Spitze des Protocollbuchs des Pariser Profosß-Amtes. Freilich hatte er auch gegen die ligue du bien public für den König seine Fahne erhoben, und der Königin am Tage ihres Einzuges in Paris einen wundervollen Hirsch von Confect überreicht. Auch war er ein guter Freund von dem Profosß der königlichen maréchaux de l'Hôtel, Tristan l'Hermite. Herrn Robert war also ein sehr angenehmes Loos zugefallen. Einmal hatte er schöne Einkünfte, mit welchen die Sporteln der Civil- und Criminal-Registratur des Profosßamtes, die Sporteln von den Civil- und Criminalsachen der Auditorien d'Embas du Châtelet verbunden waren, nicht zu rechnen so manchen kleinen Zoll, welcher von diesem und jenem, unter Andern von dem Holz- und Salzmessen abfiel. Dazu rechte man das Vergnügen hinzu, das er hatte, indem er bei seinen Antritten durch die Stadt unter den halb

rothen, halb lothfarbenen Röcken der Schöppen und Viertelsmeister mit seinem schönen kriegerischen Gewande Parade machen konnte, welches man noch jetzt auf seinem Grabe in der Abtei Balmont in der Normandie in Stein ausgehauen sehen kann, so wie seine Pickelhaube von getriebener Arbeit in Montlhéry zu sehen ist. Und dann war es etwa Nichts von Bedeutung, das Commando zu haben über die 12 Gerichtsbienner, über den Schloßverwalter, und die beiden Auditoren des Châtelet, über die 16 Commissarien der 16 Quartiere, über den Gefangenwärter im Châtelet, über die 4 Lehnsgerichtsbienner, über 120 reitende, und über eben so viele mit Stöcken bewaffnete Häfcher, über den Ritter der Nachtwache mit seinem ganzen Gefolge? War es etwa Nichts, daß er die hohe und niedere Justiz ausüben konnte, daß er das Recht hatte, zu rädern, zu hängen und zu schleifen, ohne die niedere Jurisdiction in erster Instanz zu rechnen über die ganze Vicomté von Paris, welche auf eine so ruhmvolle Weise sieben adlige Amtleute versorgte? Kann man sich etwas Angenehmeres denken, als Verhaftsbefehle und Urtheile anzufertigen, wie Herr Robert d'Estouteville täglich im großen Châtelet, unter den breiten, eingedrückten, gothischen Bogengewölben



Philipp-Augusts that? und wie er pflegte jeden Abend in das reizende Haus auf der StraÙe Galilée, im Bezirk des Palais-Royal zurückzufehren, welches er von Seiten seiner Frau, der Dame Ambrosia von Lore, besaÙ, um sich dort zu erholen von der Last und Hitze des Tages.

Und der Herr Robert d'Estouteville hatte nicht allein seine Gerichtsbarkeit als Profos und Vicomte von Paris für sich, sondern er hatte auch Theil an der großen Gerichtsbarkeit des Königs. Es gab kein hohes Haupt, das ihm nicht durch die Hände gegangen wäre, ehe es dem Henker zufiel. Er hatte aus der Bastille den Herrn von Nemours abgeholt, um ihn nach den Hallen zu führen; er hatte den Herrn von St.-Pol nach dem Greve gebracht; wobei der letztere sich sträubte und schrie, zum großen ErgöÙen des Herrn Profos, welcher den Herrn Connetable nicht liebte.

Jedoch bei so vielen Veranlassungen zu einem vergnügten und heitern Leben, war Herr Robert d'Estouteville am Morgen des 7. Januars 1482 mit sehr mürrischer und verdrießlicher Laune aufgewacht. Woher er diese üble Laune hatte, das wußte er vielleicht selbst nicht anzugeben. Es war der Tag nach einem Feste, für Jedermann ein verdrießlicher Tag, und vor-

züglich für die obrigkeitliche Person, welche im eigentlichen und figürlichen Sinne, allen Schmutz, welchen ein Festtag in Paris zu Wege bringt, wegkehren muß. Er mußte dazu im großen Châtelet Session halten. Nun pflegen die Richter im Allgemeinen es so einzurichten, daß der Sessionstag auch der Tag ihrer übeln Laune ist, damit sie doch immer Jemand haben, auf den sie dieselbe im Namen des Königs, des Gesetzes und der Gerechtigkeit auf eine bequeme Art entladen können.

Indessen hatte das Verhör ohne ihn seinen Anfang genommen. Seine Beisitzer hatten dem Gebrauche gemäß seine Geschäfte versehen; und seit acht Uhr Morgens wohnten einige zwanzig Bürger und Bürgerfrauen in einem dunkeln Winkel des Audienzimmers im Châtelet, zwischen einer starken eichenen Barriere und der Mauer zusammengedrängt, dem abwechselnden und unterhaltenden Schauspielen der Civil- und Criminal-Rechtspflege bei, welche vom Meister Florian Barbedienne, Auditor am Châtelet und Gehülften des Herrn Profosß, ein Bischen durcheinander und ganz aufs Gerathewohl gehalten wurde.

Der Saal war klein, niedrig und gewölbt. Eine mit Lilien verzierte Tafel stand im Hinter-



grunde, nebst einem eichenen Lehnstuhl, welcher leer stand und dem Profosß gehörte, und einem Schemel zur Linken für den Auditor, Meister Florian. Unten an befand sich der Greffier, welcher das Protokoll führte. Gerade gegenüber stand das Volk, und vor der Thür und dem Tische mehrere Gerichtsdiener des Profosßamtes in ihren violetfarbenen Dienströcken mit weißen Kreuzen. Zwei andere Gerichtsdiener standen Schildwacht vor einer niedrigen, verschlossenen Thür, welche man im Hintergrunde hinter dem Tische bemerkte. Ein einziges in die dicke Mauer hineingebrochenes, gothisch gewölbtes Fenster beleuchtete mit dem bleichen Scheine eines Januartages zwei seltsame Gestalten: den als Deckenzierrath im Schusse des Gewölbes angebrachten steinernen Teufel, und den im Hintergrunde des Saals auf der Lilie sitzenden Richter.

In der That denke man sich den Auditor, Florian Barbedienne, an den Profosß-Tische zwischen zwei Actenhauten auf seine Ellbogen gestützt, den Fuß auf der Schleppe seines hellbraunen Gewandes ruhend, das Gesicht in seinem Pelzrocke von weißem Lämmerfell verbergend, mit hervorstehenden Augenbraunen, mit rothem, finstern Antlitze, mit den Augen blindend, und dicken, fleischigen Wangen, welche

sich von beiden Seiten bis unter das Kinn hinab in einen fleischigen Wulst zu verlängern schienen.

Nun war der Auditor taub; ein unbedeutender Fehler für einen Auditor. Meister Florian fällt nichts destoweniger rechtskräftige Urtheile. Gewiß ist es, ein Richter braucht nur sich das Ansehen zu geben, als ob er zuhöre; und der ehrenwerthe Auditor erfüllte diese einzig wesentliche Bedingung bei einer guten Gerichtspflege um so besser, je weniger seine Aufmerksamkeit durch irgend ein anderes Geräusch gestört werden konnte.

Uebrigens hatte er im Auditorio einen unerbittlichen Controleur seiner Handlungen und Gestikulationen in der Person unseres Freundes, Johann Frollo du Moulin, diesem jungen Schüler, den wir noch von gestern her kennen, diesem Ueberall und Nirgends, dem man in Paris überall sicher begegnete, nur nicht vor dem Katheder der Professoren.

»Halt,« sagte er ganz leise zu seinem Kameraden Robin Poussépain, welcher dicht neben ihm sicherte, während Johann die Scenen, welche sich vor ihren Augen aufrollten, mit seinem Commentar begleitete; »Halt! da ist Jeannette du Buiffon, das schöne Mädchen vom Cagnard;



au-Marché-Neuf! Auf meine Seele, der Alte  
 verurtheilt sie; er hat also eben so wenig Augen  
 als Ohren. 15 Sous, 4 Heller Parisis, weil  
 sie zwei Rosenkränze getragen hat! das ist ein  
 wenig theuer. Lex duri carminis. — Wer ist  
 das da? Robin Chief-de-Ville, Abergift! —  
 Weil er den Kuppler abgegeben hat! — Das  
 ist sein Antrittsgeld. — Ha! zwei Edelleute un-  
 ter diesen Schuften! Niglet de Soins, und  
 Hutin de Mailly; zwei Stallmeister, corpus  
 Christi! Ach, sie haben Würfel gespielt. Wann  
 werde ich hier einmal unsern Rector sehen. Hun-  
 dert Livres Parisis Strafe an den König! Der  
 Barbedienne schlägt zu, wie ein Tauber, was  
 er auch ist. — Ich will mein Bruder Archidia-  
 conus sein, wenn dies mich abhielte, zu spielen  
 Tag und Nacht, beim Spiele zu leben und zu  
 sterben, und meine Seele nach meinem Hemde  
 zu verspielen! — Heilige Jungfrau, was für  
 Mädchen! eine nach der andern, meine Schäf-  
 chen! Ambroise Lécugère! Isabeau-la-Payette!  
 Berarde Gironin! Ich kenne sie alle, bei Gott!  
 Zur Geldstrafe verurtheilt! Seht, der will Euch  
 lehren, vergoldete Gürtel zu tragen! Zehn Sous  
 Parisis, Ihr Coquetten! O der alte Flegel von  
 Richter, taub und schwach! O der Lämmler Flo-  
 rian! Der Bölpel Barbedienne! Sieh, wie er

da am Tische sitzt, und Proceffe speiset, wie er kaut und schlinget und sich voll frist. Geldstrafen, verfallne Güter, Taxen, Kosten, Gebühren, Salaire, Schadenersatz und Zinsen, Tortur, Gefängniß, Kerker und Ketten, das sind für ihn Weihnachtsstollen und St. Johannis-Marzipan! Sieh es einmal an, das Schwein! — Frisch! noch ein verliebtes Frauenzimmer! Thibaud-la-Thibaude! Weil sie die Straße Clatigny verlassen hat! Was ist das für ein Bursche! Sieffroy Mabonne, ein Armbrust-Gerichtsdienner. Er hat den Namen des Vaters geläutert. — Zur Geldstrafe verurtheilt, la Thibaude! Zur Geldstrafe, Sieffroy! der alte taube Kerl! er hat beide Angelegenheiten unter einander geworfen! Zehn gegen eins, er läßt das Mädchen den Fluch bezahlen, und den Gendarmen die Liebeslust! — Acht gegeben, Robin Poussypain! Wen wollen sie jetzt hereinbringen? Sieh, wie viele Gerichtsdienner! Himmel, alle Windhunde der Meute sind dabei. Das muß ein starkes Wild sein. Ein Eber. — Es ist einer! — Und noch dazu ein schöner! — Hercle! es ist unser Fürst von gestern, unser Narrenpapst, unser Glocken-Läuter, unser Einäugiger, unser Buckliger, unsere Frage! Quasimodo ist's!...

Quasimodo war es, kreuzweise geschlossen



und unter starker Bedeckung. Die Corporalschaft Gerichtsdienner, welche ihn umringte, hatte den Ritter der Nachtwache selbst an ihrer Spitze, welcher das gestickte Wappen von Frankreich auf der Brust, und das Wappen der Stadt auf dem Rücken trug. An Quasimodo war übrigen, seine Häßlichkeit abgerechnet, nichts wahrzunehmen, was diese Zurüstung von Helleparaden und Armbrüsten rechtfertigen konnte; er war finster, still und ruhig. Kaum warf sein einziges Auge von Zeit zu Zeit auf die Fesseln, welche ihn belasteten, einen tückischen und zornigen Blick.

Er sah sich ringsum, aber mit einem so erloschenen und schläfrigen Blicke, daß die Weiber nur lachend mit Fingern auf ihn wiesen.

Unterdessen durchblätterte der Auditor Florian mit Aufmerksamkeit die Klage-Acte, welche ihm der Greffier überreicht hatte, und nachdem er einen Blick hineingethan hatte, schien er sich einen Augenblick zu sammeln. Dank sei es dieser Vorsicht, welche er immer zu beobachten pflegte, ehe er an ein Verhör ging, er wußte im Voraus die Namen, den Stand, die Verbrechen des Angeklagten, gab vorherbedachte Erwiederungen auf vorausgesehene Antworten, und wußte sich so durch alle Krummwege des Ver-

hörs hindurch zu winden, ohne seine Taubheit zu sehr zu verrathen. Die Proceß-Acte war für ihn der Hund des Blinden. Wenn es ihm ja begegnete, daß seine Schwäche sich durch irgend eine Unrede außer dem Zusammenhange, oder durch eine unverständliche Frage hie und da verrieth, so galt das bei Einigen für tiefe Einsicht, bei Andern für Schwäche. In beiden Fällen litt die Würde des Amtes darunter nicht; denn es war doch immer besser, daß ein Richter für einen Tiefdenker, oder für schwach gehalten wurde, als für taub. Er wandte daher große Sorgfalt an, um seine Taubheit vor den Augen Aller zu verbergen, und es gelang ihm gewöhnlich so gut, daß er sich selbst täuschte. Dies ist übrigens leichter, als man glaubt. Alle Buckligen gehen mit aufgerichtetem Kopfe einher, alle Stotternenden peroriren, alle Tauben reden leise. Was ihn betraf, so glaubte er höchstens, sein Ohr wäre etwas widerspenstig.

Nachdem er nun Quasimodo's Angelegenheit durchdacht hatte, bog er seinen Kopf zurück, und schloß halb seine Augen, um desto majestätischer und unparteiischer auszusehen, was ihm so wohl gelang, daß er jetzt taub und blind war; ein doppeltes Erforderniß zu einem vollkommenen Richter. In dieser obrigkeitlichen Stellung fing er das Verhör an.



»Euer Name?«

Hier war ein Fall, welchen das Gesetz nicht vorausgesehen hatte, der nämlich, daß ein Tauber einen Andern verhörte.

Quasimodo, welcher nichts von der an ihn gerichteten Frage vernahm, fuhr fort, den Richter starr anzusehen, und antwortete nichts. Der taube Richter, welcher nichts von der Taubheit des Angeschuldigten bemerkte, glaubte, daß er geantwortet hätte, wie es im Allgemeinen alle Angeklagten thaten, und fuhr in seinem mechanischen Verfahren fort:

»Gut. Euer Alter?«

Quasimodo antwortete eben so wenig auf diese Frage. Der Richter, welcher sie beantwortet währte, fuhr fort:

»Und nun, Euer Stand?«

Immer dasselbe Stillschweigen. Die Zuhörer fingen jedoch nachgerade an, mit einander zu zischeln und Blicke zu wechseln.

»Es ist genug,« versetzte der nicht aus dem Concepte zu bringende Richter, als er voraussetzte, daß der Angeklagte, seine dritte Antwort vollendet hätte. »Ihr seid vor uns angeklagt: primo, nächtlichen Unfugs; secundo, gewaltthätiger Behandlung einer thörichten Weibsperson, in praejudicium meretricis; tertio, der Wider-

fehllichkeit gegen die Häfcher des Königs, unsers Herrn. Laßt Euch über diese Punkte vernehmen. — Greffier, Habt Ihr zu Protocoll genommen, was der Angeklagte bisher gesagt hat?«

Bei dieser unglücklichen Frage brach unter allen Anwesenden ein Gelächter aus, welches so heftig, toll und allgemein war, daß die beiden Tauben es wohl bemerken mußten. Quasimodo drehte sich um, indem er verächtlich seinen Buckel in die Höhe zog, während Meister Florian, wie jener erstaunt und voraussetzend, daß das Lachen der Zuschauer durch irgend eine ungeziemende Antwort des Angeschuldigten, welche für ihn durch das Zucken mit den Achseln sichtbar geworden, hervorgebracht wäre, ihn unwillig anredete:

»Schurke! Ihr habt mir da eine Antwort gegeben, welche den Galgen verdiente! Wißt Ihr, mit wem Ihr sprecht?«

Dieser Ausfall vermochte nicht, das Losbrechen der allgemeinen Lustigkeit zu hemmen. Er erschien in einem so lächerlichen Lichte, daß das tolle Lachen auch die beiden Gerichtsdienere am Parloir-aux-Bourgeois ergriff, eine Art von Dienern, bei denen die Dummheit mit zur Uniform gehört. Quasimodo allein behauptete sein ernstes Aussehen aus dem guten Grunde,

weil er nichts von dem verstand, was sich rings um ihn her zutrug. Der Richter, welcher immer aufgebracht wurde, glaubte in demselben Tone fortfahren zu müssen, indem er hoffte, dadurch den Angeklagten so in Schrecken zu jagen, daß es auf die Zuhörer zurückwirkte und sie zur geziemenden Ehrfurcht zurückbrächte.

»Ich muß Euch also sagen, Ihr Erzschelm und Spitzbube, daß Ihr Euch erlaubt, Eure Achtung aus den Augen zu setzen gegen den Auditor des Châtelet, gegen eine Magistratsperson, welcher die Sorge für die öffentliche Polizei und die Untersuchung aller Vergehen und Verbrechen aufgetragen ist; dessen Amt es ist, über alle Gewerbe zu wachen und das Monopol zu verbieten; das Straßenpflaster zu unterhalten; alle Hökereien mit großem und kleinen Geflügel und mit Wildpret zu verhindern; Brenn- und Bauholz zu messen; die Stadt vom Koth und die Luft von ansteckenden Stoffen zu reinigen; fortwährend für das öffentliche Wohl zu arbeiten, und dies Alles ohne Gehalt und ohne Aussicht auf Besoldung! Wißt Ihr, daß ich Florian Barbedienne heiße und der Lieutenant des Herrn Profos, Commissair, Controleur und Untersuchungsrichter bin, und in allen diesen Aemtern gleiche Gewalt besitze!«

Spricht ein Tauber zu dem andern, so ist kein Grund vorhanden, daß er aufhört, zu reden. Gott weiß, wo und wann Meister Florian festen Fuß gefaßt hätte, nachdem er so die Schleusen seiner Beredsamkeit aufgethan hatte, wenn die niedrige Pforte im Hintergrunde des Saals sich nicht plötzlich geöffnet hätte und der Herr Profosß in höchsteigener Person nicht hereingetreten wäre.

Bei seinem Eintritte blieb Meister Florian nicht stecken, sondern, indem er sich halb umdrehte, und plötzlich die Rede, mit welcher er den Augenblick vorher Quasimodo angedonnert hatte, an den Herrn Profosß richtete, sagte er: »Gnädiger Herr, ich leide hier so, daß ich Euch ersuchen muß, gegen gegenwärtigen Angeklagten zu verfahren, wegen qualificirten Respectvergehens gegen die Obrigkeit.«

Darauf setzte er sich, ganz außer Athem, nieder, und trocknete sich dicke Schweißtropfen ab, welche von seiner Stirn herabfielen und das vor ihm liegende Pergament ganz durchnäßten. Herr Robert d'Estouteville runzelte die Stirn, und gab Quasimodo ein so befehlendes und ausdrucksvolles Zeichen, daß der Taube davon etwas verstand.

Der Profosß richtete mit Würde das Wort  
II. Zeit. 2



an ihn: »Was hast Du verbrochen, Schurke, daß Du hierher gebracht bist?«

Der arme Teufel, welcher glaubte, daß der Profos nach seinem Namen fragte, brach das Stillschweigen, welches er gewöhnlich beobachtete, und antwortete mit einer rauhen Kehlstimme: »Quasimodo.«

Die Antwort paßte so wenig zur Frage, daß das tolle Lachen wieder anfing, und daß Herr Robert, ganz roth vor Zorn, ausrief: »Verhöhnst Du auch mich, Du Erzschuft?«

»Pulsant zu Notre-Dame!« antwortete Quasimodo, indem er glaubte, daß es sich jetzt darum handelte, dem Richter anzugeben, was er wäre.

»Pulsant!« versetzte der Profos, welcher an diesem Morgen, wie schon erzählt ist, in sehr verdrießlicher Stimmung aufgestanden war, so daß seine Wuth nicht erst durch solche seltsame Antworten aufgereizt zu werden brauchte. »Pulsant! Ich werde Dir auf Deinen Rücken ein Geläute von Spießruthen an den Straßenecken von Paris geben lassen. Verstehst Du, Schurke?«

»Wenn Ihr mein Alter wissen wollt,« sagte Quasimodo, »so glaube ich, daß ich auf St. Martinstag zwanzig Jahre alt sein werde.«

In der That, das war zu viel; der Profos konnte sich nicht mehr halten.

»Ha! Du willst das Profosamt zum Narren haben! Ihr Gerichtsdiener mit den Ruthen, führt mir diesen Schurken nach dem Schandpfahl auf dem Greve-Platz, schlägt ihn und dreht ihn eine ganze Stunde lang. Er soll es mir bezahlen, beim Haupte Gottes! und ich befehle, daß gegenwärtiges Urtheil von vier beeidigten Trompetern in den 7 Castellaneien der Vicomté von Paris ausgerufen wird.«

Der Greffier nahm das gefällte Urtheil unverzüglich zu Protokoll.

»Den Henker! das ist schön geurtheilt!« rief der kleine Student Johann Frollo du Moulin aus seinem Winkel heraus.

Der Profos drehte sich um und heftete von Neuem seine funkelnden Augen auf Quasimodo. »Ich glaube gar, der Schurke hat den Henker gesagt! Greffier, fügt zwölf Heller Parisis Geldstrafe für das Fluchen hinzu; die Hälfte davon soll der Kirchenbau von St. Eustache haben. Ich habe eine besondere Vorliebe für den heiligen Eustache.«

In wenigen Minuten war das Urtheil fertig. Es war kurz und einfach. Die Observanz des Profosamts und der Vicomté von Paris war noch nicht eingearbeitet vom Präsidenten Thibaut Baillet und vom königlichen Advocaten

Roger Barmne; sie war noch nicht verpallifadirt durch den Wald von Chikanen und Proceuren, welche diese beiden Rechtsgelehrten im Anfange des 16ten Jahrhunderts hineinsetzten. Alles war in ihr klar, kurz und verständlich. Man ging darin gerades Weges auf das Ziel los, und man bemerkte am Ende jedes Pfades unverdeckt und ohne Umweg das Rad, den Galgen oder den Schandpfahl. Man wußte wenigstens, wohin man kam.

Der Greffier reichte dem Profos das Urtheil hin, welcher sein Siegel darunter setzte und von dannen ging, um in allen Auditorien die Ronde zu machen, mit einer Gemüthsstimmung, welche heute alle Gefängnisse von Paris anfüllen mußte. Johann Frollo und Robert Poussepain lachten ins Fäufichen. Quasimodo sah ihm mit einer gleichgültigen Miene nach.

Unterdessen fühlte sich der Greffier, während Meister Florian Barbedienne das Urtheil durchlas, um es zu unterzeichnen, vom Mitleid bewegt, und in der Hoffnung, eine Herabsetzung der Strafe zu erlangen, näherte er sich so viel als möglich dem Ohre des Auditors, und sagte zu ihm, indem er auf Quasimodo hindeutete: »Der Mensch ist taub.«

Er hoffte, daß diese Gemeinschaft eines

Fehlers die Theilnahme Florians zu Gunsten des Verurtheilten erregen würde. Aber einmal haben wir schon bemerkt, daß Meister Florian sich wenig daraus machte, daß man seine Taubheit bemerkte. Und dann war er so harthörig, daß er kein Wort von demjenigen verstand, was der Greffier zu ihm sagte; dennoch wollte er sich das Ansehen geben, als ob er es verstände, und antwortete: »Ach! das ist gleichgültig. Eine Stunde länger am Schandpfahl, in diesem Falle.«

Und er unterzeichnete das so abgeänderte Urtheil.

»Das ist wohlgethan,« sagte Robin Poussépain, welcher noch einen Groll auf Quasimodo hatte; »das soll ihm lehren, den Leuten so grob zu begegnen.«

---

## II.

Das Rattenloch (Trou-aux-Rats).

Mit des Lesers Erlaubniß führen wir ihn jetzt auf den Greve-Platz zurück, welchen wir gestern mit Gringoire verließen, um der Esmeralda zu folgen.

Es ist 10 Uhr Morgens; Alles erinnert dort an das Fest des vorhergehenden Tages. Der Boden ist bedeckt mit Resten; mit Bändern, Lumpen, Federn aus Federbüschen, Wachs-

tropfen von den Kerzen, Krumen von der öffentlichen Schmauserei. Eine Menge Bürger schlendern hier und da umher, stoßen mit den Füßen an verlöschte Feuerbrände des Freudenfeuers, ergöhen sich vor dem Pfeilerhause an der Erinnerung an die schöne Tapezirung vom Abend vorher, und betrachten heute die Nägel, als ihr letztes Vergnügen. Die Obstessig- und Bier-Verkäufer rollen ihre Fässer durch die Gruppen. Die Kaufleute schwäzen und rufen sich vor den Schwellen ihrer Buden an. Das Fest, die Gesandten, Coppenole, der Narrenpapst sind auf Aller Lippen; man glossirt und lacht um die Wette. Unterdessen haben vier Gerichtsdienner zu Pferde, welche sich an den vier Seiten des Schandpfahls aufgestellt haben, schon eine ziemliche Menge Volks um sich versammelt, welches sich zur Unbeweglichkeit und Langeweile verdammt, in der Hoffnung, eine kleine Execution mit anzusehen.

Wenn der Leser, nachdem er diese lebhaft und laute Scene, welche auf allen Punkten des Platzes spielt, in Augenschein genommen hat, seine Blicke auf das halb gothische, halb römische Haus des Roland-Thurmes richtet, welches die Ecke des Quais im Westen bildet, wird er in einem Winkel der Vorderseite ein dickes, öffent-

liches Brevier mit schön illuminirten Buchstaben bemerken können, das gegen das Wetter durch ein kleines Sturmdach und gegen die Diebe durch ein Gitter geschützt ist, jedoch so, daß man darin blättern kann. Neben diesem Brevier ist eine enge, gothisch gewölbte Luke, verschlossen durch zwei übers Kreuz gehende eiserne Stangen; die einzige Oeffnung, welche ein Biſchen Luft und Licht in eine kleine Zelle ohne Thür fallen läßt, die im Erdgeschoß in der dicken Mauer des alten Gebäudes angebracht ist und eine um so tiefere Stille, ein um so düsteres Schweigen athmet, da ein öffentlicher Platz, und zwar der volkreichste und geräuschvollste in Paris, ringsum wogt und tobt.

Diese Zelle war seit beinahe 300 Jahren in Paris deshalb berühmt, weil die Dame Roland vom Thurm Roland, in der Trauer über ihren im Kreuzzuge gebliebenen Vater, sie in die Mauer zu ihrer eigenen Wohnung hatte hinein arbeiten lassen, um sich auf immer hier einzuschließen, indem sie von ihrem Hause nur dieses Gemach behielt, dessen Thür vermauert und dessen Luke Sommer und Winter offen war, und alles Uebrige den Armen und Gott schenkte. Die trostlose Dame hatte in der That achtundzwanzig Jahre lang den Tod in diesem antici-



pirten Grabe erwartet, Tag und Nacht für die Seele ihres Vaters betend, auf Asche schlafend, ohne selbst einen Stein zum Kopfkissen zu haben, in einen schwarzen Sack gekleidet und nur von dem Brot und Wasser lebend, was Vorübergehende aus Mitleiden auf den Rand der Luke niederlegten. Bei ihrem Tode, indem sie in das andere Grab überging, hatte sie dieses Grab auf immer den betrübnen Frauenzimmern vermacht, mochten sie Mütter, Wittwen oder Töchter sein, welche für sich oder für Andere viel zu beten hätten und welche sich in einem großen Schmerze oder in einer großen Buße hier wollten lebendig begraben lassen. Die Armen ihrer Zeit hatten ihr unter Thränen und Segnungen ein schönes Leichenbegängniß gehalten, aber zum großen Leidwesen derselben hatte das fromme Mädchen nicht canonisirt werden können, wegen Mangel an Protectionen. Die Stadt hatte ihrerseits, auf den Wunsch der Dame Roland, ein öffentliches Gebetbuch gestiftet, welches man neben der Luke ihrer Zelle aufgestellt hatte, damit die Vorbeigehenden dort stehen blieben, an Gebet und Almosen dächten, und die armen Büßenden, die Erbinnen des Rolandschen Loches, nicht ganz vor Hunger sterben ließen.

Diese Art von Gräbern war übrigens nichts Seltenes in den Städten des Mittelalters. Man fand oft auf der besuchtesten Straße, auf dem belebtesten Platze, fast ganz in der Mitte, gewissermaßen unter den Hufen der Pferde, unter den Rädern der Karren, einen Keller, einen Brunnen, ein vermauertes und vergittertes Loch, in dessen Hintergrunde Tag und Nacht ein menschliches Wesen betete, das sich freiwillig einer ewigen Klage, einer großen Buße geweiht hatte. In Paris gab es eine ziemliche Anzahl solcher Zellen; sie waren fast alle besetzt. Freilich bekümmerte sich die Geistlichkeit nicht darum, wenn sie leer blieben, was die gläubigen Seelen lau dagegen stimmte, so daß man Ausfähige hineinsetzte, wenn keine Büßenden darin waren. Außer der Zelle auf dem Greve-Platz gab es eine zu Montfaucon, eine im Beinhaus des Kirchhofs des Innocens, eine andere, ich weiß nicht mehr wo, vermuthlich im Hause Elichon; noch andere an vielen andern Stellen, wovon man bei fehlenden Denkmälern die Spur in Traditionen findet. Auch die Universität hatte die ihrigen. Auf dem Genoveven-Berge sang eine Art von Hiob des Mittelalters 30 Jahre hindurch die sieben Buspsalmen auf einem Misthaufen auf dem Boden einer Cisterne, indem er

immer wieder von vorn anfang, wenn er zu Ende gekommen war, und des Nachts viel lauter sang als am Tage, und jetzt glaubt noch der Alterthumsforscher, seine Stimme zu hören, wenn er in die Straße Puits-qui-parle (der redende Brunnen) hineingeht.

Um bei der Wohnung im Thurm Roland stehen zu bleiben, so müssen wir bemerken, daß es ihr nie an Bewohnerinnen gefehlt hatte. Seit dem Tode der Dame Roland war sie selten ein oder zwei Jahre hindurch leer gewesen. Manche Frauen hatten dort bis zu ihrem Tode Eltern, Liebhaber und begangene Fehler beweint. Die Pariser Bosheit, welche sich in Alles mengt, behauptete, daß man nur wenige Wittwen darin gesehen hätte.

Nach der Mode der Zeit zeigte eine lateinische Inschrift dem in dieser Sprache Bewanderten die fromme Bestimmung dieser Zelle an. Dieser Gebrauch hat sich bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts erhalten. So liest man noch über dem Pförtchen des Gefängnisses im Herrenhause von Tourville die Inschrift: »Sileto et spera;« in Irland, unter dem Wappenschilde über der großen Thür des Schlosses Fortescue: »Fortescutum, salus ducum;« in England, über dem Haupteingange des gastfreien Hauses der Grafen

Cowper: »Tuum est.« Damals hatte also jedes Gebäude seinen eigenen Gedanken.

Da in der Zelle des Rolandthurmes keine Thür war, so hatte man über das Fenster derselben mit großen römischen Buchstaben die beiden Worte eingegraben:

T U, O R A.

Daher kam es, daß das Volk dieser schwarzen, düstern und feuchten Höhle den Namen Trou-aux-Rats (Rattenloch) gegeben.

III.

Geschichte eines Maiskuchens.

In der Zeit, in welcher diese Geschichte sich zutrug, war die Zelle des Rolands-Thurmes besetzt. Wenn der Leser zu erfahren wünscht, durch wen, so braucht er nur der Unterhaltung dreier braven Gevatterinnen zuzuhören, welche in dem Zeitpunkte, wo wir unsere Aufmerksamkeit auf das Rattenloch richteten, gerade nach derselben Seite ihren Weg einschlugen, indem sie vom Châtelet nach dem Greve zu, an dem Wasser entlang herabkamen.

Zwei von diesen Frauen waren wie rechtliche Bürgerfrauen gekleidet. Ihr feines, weißes Halstuch, ihr Rock von blau und roth gestreiften Tire Laine (ein halb leinenes, halb



wollenes Zeug), ihre weißen Strümpfe mit farbigen Zwickeln, wohl über das Bein gezogen, ihre viereckigen Schuhe von gelbem Leder mit schwarzen Sohlen, und vorzüglich ihr Kopfschmuck, diese Art Horn von Rauschgold mit Bändern und Spitzen, wie es die Frauen in der Champagne, mit den Grenadieren der kaiserlich russischen Garde wetteifernd, noch jetzt tragen, — alles dieses zeigte an, daß sie zu der Klasse reicher Kaufleute gehörten, welche das Mittel hält zwischen dem, was die Bedienten in Frankreich *une femme* und *une dame* nennen. Sie trugen weder Ringe, noch goldene Kreuze; aber man sah leicht, daß sie dies nicht aus Armuth, sondern aus Furcht vor der darauf gesetzten Geldstrafe thaten. Ihre Gefährtin war ungefähr auf dieselbe Art ausstaffirt, aber in ihrer Haltung und in ihrem ganzen Wesen lag Etwas, was sie als die Frau eines Notars aus der Provinz zu erkennen gab. Man sah an der Art, wie ihr Gürtel über die Hüften hinaufreichte, daß sie lange Zeit nicht in Paris gewesen war. Dazu kam ein in Falten gelegtes Halstuch, Bänderknoten auf den Schuhen, ferner, daß die Streifen ihres Rockes in die Breite und nicht in die Länge liefen, und tausend andere Abweichungen vom guten Geschmack.

Die beiden ersten gingen in dem den Paris-erinnen eigenthümlichen Schritte, an welchem die Bewohner der Provinz Paris erkennen. Die Frau aus der Provinz hatte an der Hand einen starken Knaben, welcher in der seinigen einen großen Kuchen hatte.

Das Kind ließ sich mit fortschleppen, non passibus aequis, wie Virgil sagt, und stolperte in jedem Augenblick, zum großen Verdrusse der Mutter. Freilich sah er mehr nach dem Kuchen, als nach dem Wege. Ohne Zweifel hielt ihn ein wichtiger Beweggrund ab, in den Kuchen zu beißen; denn er begnügte sich, ihn mit zärtlichen Blicken zu betrachten. Aber die Mutter hätte ihn selbst tragen sollen. Es war grausam, aus dem dicken Pausback einen Tantalus zu machen.

Indessen sprachen die drei Frauenzimmer mit einander.

»Beeilen wir uns, Demoiselle Mahiette« (denn der Name Dame war den Edelfrauen vorbehalten), sagte die jüngste von den Dreien, welche auch die wohlbeleibteste war, zur Frau aus der Provinz. »Ich fürchte sehr, daß wir zu spät kommen; man sagte uns im Châtelet, daß man ihn sogleich zum Schandpfahle führen würde.«



»Ach, was sagt Ihr da, Demoiselle Dudarde Musnier?« versetzte die andere Pariserin. »Er wird volle zwei Stunden am Schandpfahle stehen. Wir haben Zeit. Habt Ihr schon jemals Einen am Schandpfahle stehen sehen, liebe Mahiette?«

»Ja, zu Reims.«

»Ach, was will das sagen, mit Eurem Schandpfahl zu Reims? Ein elender Käfig, in welchen nur Bauern kommen. Das ist was Rechts!«

»Wie, Bauern?« sagte Mahiette, »auf dem Tuchmarke zu Reims? Wir haben schöne Delinquenten gesehen, die Vater und Mutter gemordet hatten! Bauern! Wofür haltet Ihr uns denn, Gervaise?«

Gewiß hätte die Frau aus der Provinz, ihrem Schandpfahle zu Ehren, sich erzürnt. Glücklicher Weise leitete die besonnene Dudarde Musnier das Gespräch zu rechter Zeit davon ab.

»Was sagt Ihr, Demoiselle Mahiette, zu unsern flamländischen Gesandten? Habt Ihr auch solche schöne Gesandten zu Reims?«

»Ich gestehe, man kann Flamländer wie diese nur in Paris zu sehen bekommen.«

»Habt Ihr in der Gesandtschaft den großen Gesandten gesehen, welcher ein Schuster ist?«

»Ja,« sagte Mahiette, »er sieht aus wie ein Saturn.«

»Und ihre Pferde sind schön von Ansehn,« sagte Dударde, »nach der Mode ihres Landes gesattelt und aufgezümt.«

»Ach! meine Theure,« fiel die Frau aus der Provinz ein, indem sie ihrerseits eine überlegene Miene annahm, »was würdet Ihr erst sagen, wenn Ihr i. J. 61, bei der Krönung zu Reims vor 28 Jahren die Pferde der Prinzen und der Begleiter des Königs gesehen hättet? Schabracken und Decken aller Art; die einen von Damast, von feinem mit Gold durchwirkten Tuche; andere von Sammet, mit Hermelinzipfeln besetzt; noch andere ganz von Gold und Silber starrend, mit großen goldenen und silbernen Glocken! Was hatte das gekostet! Und die schönen kleinen Pagen, welche darauf saßen!«

»Das hindert die Flamländer gar nicht,« erwiderte trocken Demoiselle Dударde, »sehr schöne Pferde zu haben; und gestern haben sie ein prächtvolles Abendessen eingenommen beim Herrn Profosß der Kaufleute, im Stadthause, wo man ihnen Zuckerbackwerk, Gewürzwein und andere Delicateffen vorgesetzt hat.«

»Was sagt Ihr da, liebe Nachbarin!« rief

Gervaise. »Beim Herrn Cardinal im Petit-Bourbon haben die Flamländer zu Abend gegessen.«

»Nein, auf dem Stadthause!« — »Bewahre, in Petit-Bourbon!«

»Es ist so gewiß auf dem Stadthause gewesen,« versetzte Dudarde mit Bitterkeit, »als der Doctor Scourable eine lateinische Rede an sie gehalten hat, welche sie sehr befriedigt hat. Mein Mann, welcher beeidigter Buchhändler ist, hat es mir gesagt.«

»Es ist so sicher im Schlosse Petit-Bourbon gewesen,« antwortete Gervaise nicht weniger lebhaft, »daß ich Alles nennen kann, was ihnen der Herr Cardinal vorgesezt hat: 12 Doppel-Quarte mit weißem, hell- und dunkelrothem Gewürzwein, 24 Kistchen mit vergoldetem doppelten Lyoner Marzipan; eben so viel Pfundige Wachskerzen, und 6 halbe Ohm weißen und hellrothen Baume-Weins, vom besten, den man hat austreiben können. Ich hoffe, dieses wird als wahr gelten. Ich weiß es von meinem Manne, welcher Funzigmann im Parloir-aux-Bourgeois ist und welcher heute Morgen die flamländischen Gesandten mit den Gesandten des großen Negus und des Kaisers von Trapezunt verglich, die aus Mesopotamien unter dem

vorigen Könige nach Paris kamen, und Ringe in den Ohren hatten.«

Dudarde blieb nichts desto weniger bei ihrer Behauptung; der Streit wurde immer heftiger, und beide Nachbarinnen würden am Ende sich vielleicht in die Haare gefallen sein, wenn Mahiette nicht plötzlich gerufen hätte: »Seht doch die Leute, welche sich da unten am Ende der Brücke versammelt haben! In ihrer Mitte ist etwas, das sie aufmerksam betrachten.«

»In der That,« sagte Gervaise, »ich höre das Tambourin schlagen. Wahrscheinlich ist es die kleine Sineralda, welche ihre Künste mit ihrer Ziege zeigt. Schnell, Mahiette! verdoppelt eure Schritte, und schleppt euern Jungen mit. Ihr seid hierher gekommen, um die Merkwürdigkeiten von Paris zu sehen. Ihr habt gestern die Flamländer gesehen; heute müßt Ihr die Zigeunerin sehen.«

»Die Zigeunerin!« sagte Mahiette, indem sie plötzlich wieder umkehrte und den Arm ihres Sohnes fest an sich presste. Gott soll mich bewahren! Sie würde mir mein Kind stehlen! — Komm, Gustache!«

Und so fing sie an, den Quai hinab nach dem Greve=Platz zu laufen, bis sie die Brücke weit hinter sich hatte. Ihr Kind aber, welches



sie mit fortzog, fiel auf die Knie; da blieb sie ganz außer Athem stehen. Dubarde und Ger-  
vaise holten sie wieder ein.

»Diese Zigeunerin sollte Euch Euer Kind  
stehlen!« sagte Gervaise. »Ihr habt eine son-  
derbare Idee.«

Mahiette warf mit einer nachdenkenden Mi-  
ne den Kopf in die Höhe.

»Sonderbar ist es,« bemerkte Dubarde,  
»daß die Büßende im Rattenloche dieselbe Idee  
von den Zigeunerinnen hat.«

»Was ist das für eine Büßende?« fragte  
Mahiette.

»Ei nun, Schwester Gudule.«

»Was ist das für eine Schwester Gudule?«

»Das wißt Ihr nicht einmal! Es ist die  
Eingemauerte im Rattenloch.«

»Wie,« sagte Mahiette, »die arme Frau,  
der wir diesen Maiskuchen hinbringen wollen?«

Dubarde nickte mit dem Kopfe. »Gerade  
dieselbe! Ihr sollt sie sogleich an Ihrer Luke  
sehen. Sie hat dieselbe Ansicht, wie Ihr, von  
den herumstreifenden Zigeunern, welche das  
Lambourin schlagen und den Leuten wahr sagen.  
Man weiß nicht, woher diese Horde gekommen  
ist. Aber Ihr, Mahiette, warum lauft Ihr so  
davon, um sie nicht zu sehen?«

»Ach!« sagte Mahiette, indem sie den runden Kopf ihres Kindes zwischen ihre beiden Hände nahm, »ich will nicht, daß es mir so gehe, wie der Paquette-la-Chantefleurie.«

»Ah, das ist eine Geschichte, die Ihr uns erzählen müßt, gute Mahiette,« sagte Gervaise, und faßte sie unter.

»Recht gern,« antwortete Mahiette; »aber Ihr müßt wohl immer in Eurem Paris gewesen sein, daß Ihr das nicht wisset! Ich muß Euch also sagen — aber ich brauche mich dabei nicht aufzuhalten — daß Paquette-la-Chantefleurie ein hübsches Mädchen von 18 Jahren war, als ich es auch war, d. h. vor 18 Jahren, und daß es ihre Schuld ist, wenn sie jetzt nicht auch eine dicke, frische Mutter von 36 Jahren mit Mann und Kind ist. Uebrigens war seit ihrem 14ten Jahre dazu nicht mehr Zeit! — Sie war also die Tochter Guybertauf's, Schiffsmusikanten zu Reims, welcher vor dem Könige Karl VII. bei seiner Krönung gespielt hat, als dieser unsern Vesle-Strom von Sillery bis nach Nuisson herabfuhr, und auch die Jungfrau von Orleans mit im Fahrzeuge war. Der alte Vater starb, als Paquette noch ganz klein war; sie behielt nur noch ihre Mutter, Schwester des Herrn Matthieu Pardon, Messing- und

Kupferschmiede-Meisters zu Paris auf der Straße Parin-Garlin, welcher voriges Jahr verstorben ist. Ihr seht, sie war von Familie. Die Mutter war leider! eine zu gute Frau, und lehrte Paquetten nichts als ein Bißchen Firlefanz, welches die Kleine nicht daran hinderte, groß zu werden und recht arm zu bleiben. Sie wohnen beide in Reims, am Flusse, auf der Straße Folle-Neine (thörichte Mühe). Bemerket das, ich glaube das hat Paquette ins Unglück gestürzt. Im Jahre 61, dem Krönungsjahre unsers Königs Ludwig XI., welchen Gott erhalte, war Paquette so allerliebste, daß man sie überall nur die Chantefleurie nannte. — Armes Mädchen! — Sie hatte hübsche Zähne, und lachte gern, um sie zu zeigen. Ein Mädchen aber, das gern lacht, ist auf dem Wege zu weinen; die schönen Zähne verderben die schönen Augen. So war es mit Chantefleurie. Sie und ihre Mutter erhielten kümmerlich ihr Leben. Sie waren seit dem Tode des Spielmanns sehr zurückgekommen. Ihr Spielwaarenhandel brachte ihnen wenig mehr ein, als wöchentlich 12 Heller, was im Ganzen nur zwei Aderspennige beträgt. Wo war die Zeit geblieben, wo der Vater Guybertaut bei einer einzigen Krönung durch einen Gesang 12 Pariser Sous verdiente? Eines Win-

ters — es war in demselben Jahre 61 — als die beiden Frauenzimmer weder Scheitholz noch Reisbündel hatten, und es sehr kalt war, gab dies der Chantefleurie eine so schöne Gesichtsfarbe, daß die Männer sie Paquette, und einige Paquerette (Tausendschön) riefen, und daß sie zu Grunde ging. — Gustache! daß Du mir nicht in den Kuchen beiße! — Wir sahen es sogleich, daß sie verloren war, als sie eines Sonntags mit einem goldenen Halskreuze aus der Kirche kam. — Im Alter von 14 Jahren! Seht Ihr es ein? — Anfangs war es der junge Vicomte von Cormontreuil, dessen Kirchturm dreiviertel Stunden von Reims liegt, königlicher Ritter; dann, ein Geringerer, Chiart de Beaulion, ein Sergent; dann immer weiter herunter, Gurry Rubergeon, königlicher Vorschneider; dann Macé de Frépus, Barbier des Dauphins; dann Théverin-le-Moine, Küchenmeister des Königs; dann fiel sie zu immer Ältern und Niedrigern herab, an Wilhelm Racine, Stadtmusikanten, und an Thierry-de-Mer, Laternenputzer. Darauf gehörte die arme Chantefleurie Allen an; sie kam bis zum letzten Heller ihres Goldstückes. Was soll ich Euch noch sagen? Bei der Krönung, noch in demselben Jahre, war sie die Genossin eines Räuberhauptmanns! In demselben Jahre. e

Mahiette seufzte und wischte sich eine Thräne ab, welche aus ihren Augen herabrollte.

»Das ist eine Geschichte, welche nichts Außerordentliches hat,« sagte Gerbaise, »und ich sehe in diesem Allen noch keine Zigeuner und Kinder!«

»Geduld!« sagte Mahiette; »ein Kind werdet Ihr gleich zu sehen bekommen. — Im Jahre 66, vor 16 Jahren, kam Paquette mit einem kleinen Mädchen nieder. Die Unglückliche! Sie hatte eine große Freude; sie wünschte sich seit langer Zeit ein Kind. Ihre Mutter, eine gutmüthige Frau, welche zu Allem die Augen zuge drückt hatte, war gestorben. Paquette hatte Niemand mehr auf der Welt, der sie lieben konnte, Niemand, der sie liebte. In den fünf Jahren, daß sie zu Falle gekommen war, war Chantefleurie ein armes Geschöpf. Sie stand allein in diesem Leben, man zeigte mit Fingern auf sie, rief ihr in den Straßen Schimpfwörter nach, sie wurde von den Gerichtsbedienten geschlagen, von zerlumpten Gassenbuben verspottet. Dazu war sie 20 Jahre alt geworden, und das ist ein hohes Alter für verliebte Frauenzimmer. Die Thorheit brachte ihr nicht so viel ein, als der Spielwaarenhandel in früherer Zeit; für eine Falte, welche sie bekam, ging ein Thaler

fort; der Winter wurde ihr hart; das Holz wurde nachgerade selten auf ihrem Heerde und das Brot selten in ihrem Schranke. Sie konnte nicht mehr arbeiten, weil sie wollüstig, und dadurch träge geworden war, und sie litt bei dem letztern weit mehr, als bei jenem. — So wenigstens erklärt es unser Pfarrer von St. Remy, warum diese Weiber mehr hungert und friert, als andere Arme, wenn sie alt sind.«

»Ganz recht,« bemerkte Gervaise; »aber die Zigeuner?«

»Einen Augenblick Geduld, Gervaise!« sagte Dubarde, deren Aufmerksamkeit weit weniger ungeduldig war. »Was würde aus dem Ende werden, wenn Alles gleich im Anfange erzählt würde? Fahrt fort, Mahiette, ich bitte Euch darum. Die arme Chantefleurie.«

Mahiette fuhr fort.

»Sie war also sehr traurig und elend, und ihre Wangen wurden von den vielen Weinen ganz hohl. Aber in ihrer Beschämung, in ihrer Verlassenheit, dünkte sie sich weit weniger Ursache zur Schaam zu haben, weit weniger verlassen zu sein, wenn Etwas in der Welt da wäre, das sie lieben, und wovon sie geliebt werden könnte. Dies mußte ein Kind sein, weil ein Kind dazu allein unschuldig genug sein konnte.

— Sie hatte dies eingesehen, nachdem sie es versucht hatte, einen Räuber zu lieben, den einzigen Menschen, welcher nach ihr Verlangen tragen konnte; aber nach Verlauf einer kurzen Zeit hatte sie bemerkt, daß der Räuber sie verachtete. — Solche Weiber müssen einen Liebhaber oder ein Kind haben, damit ihr Herz ausgefüllt werde, sonst sind sie sehr unglücklich. — Da sie keinen Liebhaber bekommen konnte, wandte sich ihr ganzes Verlangen nach einem Kinde, und da sie nicht aufgehört hatte, fromm zu sein, bat sie den lieben Gott fortwährend darum in ihrem Gebete. Der liebe Gott hatte Mitleiden mit ihr, und schenkte ihr eine kleine Tochter. Von ihrer Freude schweige ich; es war eine Wuth mit Thränen, Liebkosungen und Küßen. Sie stillte selbst ihr Kind, machte ihm Windeln von ihrer Bettdecke, dem Einzigen, was sie noch in ihrem Bette hatte, und fühlte weder Frost noch Hunger. Sie wurde dadurch wieder hübscher. Die galante Lebensweise fing wieder an; man besuchte sie wieder, sie fand wieder Kunden für ihre Waaren, und aus ihrem ganzen Ertrage schaffte sie Wickelzeug, Häubchen, Nachtwämmschen mit Spizen, und kleine seidene Nachthäubchen, ohne daß sie je daran dachte, sich eine Bettdecke wieder zu kaufen. — Eustache, ich

habe Dir schon gesagt, daß Du nicht in den Kuchen beißen sollst. — Agnes hieß das kleine Mädchen, einen Familiennamen hatte die Chantefleurie lange nicht mehr. Gewiß war das kleine Mädchen mehr mit Bändern und Stickereien aufgepußt als eine Prinzessin! — Sie hatte unter andern auch ein Paar kleine Schuhe! der König Ludwig XI. hat gewiß nicht ihres Gleichen gehabt! Ihre Mutter hatte sie ihr selbst ausgenäht und gestickt, und dabei alle ihre Kunst aufgeboden. Dies waren wohl die niedlichsten rosafarbenen Schuhe, die man je gesehen hatte. Sie waren höchstens so lang, wie mein Daumen, und man mußte sehen, wie sie von den kleinen Füßen des Kindes ausgezogen wurden, um zu glauben, daß sie wirklich hineinpasteten. Freilich waren diese kleinen Füße so klein, so hübsch, und noch rosafarbener als die Seide der Schuhe! Wenn Ihr einmal Kinder habt, Dударde, werdet Ihr erfahren, daß es nichts Hübscheres auf der Welt gibt, als solche kleine Füße und Hände.«

»Ich wünsche mir nichts mehr, als dieses,« sagte seufzend Dударde; »aber ich warte, bis es dem Herrn Andry Musnier belieben wird.«

»Uebrigens,« nahm Mahiette wieder das Wort, »hatte das Kind Paquette's nicht allein

solche hübsche Füße. Ich habe es gesehen, als es erst vier Monat alt war; da war es ein Amor! Es hatte Augen, die größer waren, als der Mund, und die reizendsten schwarzen Haare, welche sich je um einen hübschen Kopf kräuselten. Das wäre eine prächtige Brunette geworden nach 16 Jahren! Die Mutter wurde darüber von Tage zu Tage närrischer. Sie liebte es, küßte es, kitzelte, wusch es, putzte es, aß es fast auf vor Liebe. Die hübschen Füßchen vorzüglich waren ihr ganzes Entzücken; und sie hätte gern ihr Leben darauf zugebracht, um dieselben, wie die eines Jesus-Kindleins, an- und auszuschieben.

»Die Erzählung ist recht hübsch,« sagte Gervaise mit halber Stimme; »aber wo bleibt die Zigeunerin in ihr?«

»Da ist sie schon,« erwiderte Mahiette. »Eines Tages kamen seltsame Reiter nach Reims. Es waren Bettler und Vagabonden, welche im Lande umherzogen, angeführt von ihrem Herzog und ihren Grafen. Sie hatten eine schwärzliche Hautfarbe, ganz krauses Haar und silberne Ringe in den Ohren. Die Weiber waren noch häßlicher als die Männer. Sie hatten ein noch schwärzeres Gesicht, welches sie immer unbedeckt trugen, einen schlechten Rock, ein altes grobge-

webtes Tuch über die Schulter gebunden, und trugen ihre Haare wie Pferdeschweife. Die Kinder, welche sich auf ihrem Schooße umherwälzten, hätten den Affen Furcht einjagen können. Eine Bande Excommunicirter. Alles dies kam geradeßwegß von Nieder-Aegypten über Polen nach Reims. Der Papst hatte sie beichten lassen, und hatte ihnen als Buße aufgegeben, sieben Jahre hintereinander durch die Welt zu ziehen, ohne in einem Bette zu schlafen; auch nannten sie sich Büßende und stanken. Sie schienen sonst Sarazenen gewesen zu sein, weßhalb sie auch an Jupiter glaubten, und von allen Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten mit Inful und Mitra 10 Livres Tournois forderten. Das hatte eine päpstliche Bulle für sie festgesetzt. Sie kamen nach Reims, um im Namen des Königs von Algier und des Kaisers von Deutschland wahrzusagen. Ihr könnt Euch wohl denken, daß es eines Mehrern nicht bedurfte, um ihnen den Eingang in die Stadt zu versagen. Darauf lagerte sich die ganze Bande mit höherer Erlaubniß bei dem Thore Braine, auf dem Hügel, wo die Mühle steht, neben den Löchern der alten Kreidegruben. Und in Reims eilte ein Seder um die Bette hinaus, sie zu sehen. Sie sahen Einem in die Hand, und sagten wunder-

bare Prophezeiungen: sie waren im Stande, einem Judas zu prophezeien, daß er Papst werden würde. Es verbreiteten sich über sie schreckliche Gerüchte von gestohlenen Kindern, von abgeschnittenen Börsen, und gegessenem Menschenfleisch. Die klugen Leute sagten zu den thörichten: Geht nicht hinaus, und gingen doch ihrerseits heimlich hin. Die Mütter feierten große Triumphe über ihre Kinder, seitdem die Zigeunerinnen ihnen aus der Hand allerlei Wunderdinge vorgelesen hatten, welche in heidnischer und türkischer Sprache darin geschrieben standen. Die eine bekam einen Kaiser, die andere einen Papst, die dritte einen Hauptmann. Die arme Chantefleurie wurde auch von der Neugier angesteckt; sie wollte wissen, was sie hatte, und ob ihre kleine hübsche Agnes nicht einst Kaiserin von Armenien oder etwas Anderes werden würde. Sie trug sie also zu den Zigeunern hinaus; die Zigeunerweiber bewunderten das Kind, konnten nicht fertig werden, es zu liebkosen und mit ihren schwarzen Mäulern zu küssen, und sich über seine kleine Hand zu verwundern, zur großen Freude der Mutter. Vorzüglich hatten sie ihr Fest mit den hübschen Füßen und Schuhen. Das Kind war noch kein volles Jahr alt. Es lallte schon,

lachte mit seiner Mutter wie eine kleine NÄrrin, war fett und rund, und hatte tausend Züge von den Engeln im Paradiese. Sie war über die Zigeunerinnen sehr erschrocken und weinte. Aber die Mutter küßte sie noch heißer und ging ganz entzückt von dannen, über das große Glück, welches die Wahrsagerinnen ihrer Agnes prophezeit hatten. Sie sollte eine Schönheit, eine Tugend, eine Königin werden. Sie kehrte also in ihre armselige Wohnung auf der Straße Follè=Peine zurück, ganz stolz, eine Königin dahin zu tragen. Den folgenden Morgen benutzte sie einen Augenblick, wo das Kind auf ihrem Betto schlief, ließ die Thür halb offen, und lief zu einer Nachbarin auf der Straße de la Séchellerie, um ihr zu erzählen, daß einmal der Tag erscheinen würde, wo ihre Tochter Agnes bei Tische bedient werden würde vom König von England und dem Erzherzog von Aethiopien, und hundert andere erstaunenswerthe Dinge mehr. Als sie bei ihrer Rückkunft kein Geschrei hörte, indem sie die Treppe hinauffstieg, sagte sie bei sich: Gut! das Kind schläft noch immer. Sie fand ihre Thür weiter offen, als sie sie verlassen hatte; jedoch ging sie hinein, die arme Mutter, und eilte zum Bette... — das Kind war nicht mehr da, der Platz war leer. Es



war nichts mehr von dem Kinde zu sehen, als einer von dessen kleinen Schuhen. Sie stürzte aus dem Zimmer, flog die Treppe hinunter, fing an mit ihrem Kopfe an die Mauern zu stoßen, indem sie schrie: — Mein Kind! Wer hat mir mein Kind genommen? — Die Straße war öde, das Haus allein stehend, Niemand konnte ihr etwas sagen. Sie lief durch die Stadt, sie durchsuchte alle Straßen, eilte den ganzen Tag hierhin und dorthin wie närrisch, verwirrt, indem sie an den Thüren und Fenstern umhersuchte wie ein wildes Thier, welches seine Jungen verloren hat. Sie keuchte, das Haar flog ihr wild um den Kopf, schrecklich anzusehen, und in den Augen glühte ihr ein Feuer, welches ihre Thränen austrocknete. Sie hielt die Vorübergehenden an und schrie: Meine Tochter! mein Kind! meine hübsche, kleine Tochter! Wer mir sie wiedergibt, dessen Magd will ich sein, ja ich will die Magd seines Hundes sein; er soll mein Herzblut trinken, wenn er es will. — Sie begegnete dem Herrn Pfarrer von St. Remy, und sagte zu ihm: Herr Pfarrer, ich will die Erde mit meinen Nägeln umgraben, aber gebt mir mein Kind wieder! — Es war herzzerreißend, und ich habe einen recht hartherzigen Mann gesehen, den Procurator, Meister Ponce Lacabre,

der Thränen vergoß. — Ach! die arme Mutter! — Am Abend mußte sie nach Hause zurückkehren. Während ihrer Abwesenheit hatte eine Nachbarin zwei Zigeunerinnen gesehen, welche dort heimlich mit einem Packen unter dem Arm hineingegangen und wieder herausgekommen waren, worauf sie nach verschlossener Thür eiligst entflohen waren. Seit ihrer Entfernung hörte man in Paquette's Hause eine Art von Kindergeschrei. Die Mutter lachte laut auf, stieg die Treppe hinan wie auf den Flügeln des Windes, stieß die Thür auf und trat hinein... — Eine schreckliche Begebenheit, Dударde! Statt ihrer kleinen, hübschen Agnes, welche so rothbäckig und frisch war, sah sie eine Art von kleinem Ungethüm, scheußlich, hinkend, einäugig, verkrüppelt, welches schreiend auf dem Boden umherkroch. Sie verbarg mit Abscheu ihre Augen. — Wie, sagte sie, haben Hexen meine Tochter in dieses Scheusal verwandelt? — Man schaffte den kleinen Klunzfuß fort, er hätte sie zum Wahnsinn gebracht. Es war eine Mißgeburt irgend einer Zigeunerin, welche sich dem Teufel ergeben hatte. Er schien ungefähr vier Jahr alt zu sein, und redete eine Sprache, welche nicht menschlich war, es waren Worte, die kaum auszusprechen sind. — Die Chantefleurie hatte sich

über den kleinen Schuh hingeworfen, das Einzige, was ihr von dem einzigen geliebten Wesen auf dieser Welt übrig geblieben war. So blieb sie lange unbeweglich, stumm, fast ohne Athem zu holen, daß man glaubte, sie wäre todt. Plötzlich zitterte sie an ihrem ganzen Körper, bedeckte ihre Reliquie mit wüthenden Küssen, und fing so an zu schluchzen, als ob ihr das Herz bersten wollte. Ich versichere Euch, wir weinten Alle mit ihr. Sie sagte: O, mein kleines Mädchen! mein hübsches, kleines Mädchen! wo bist Du? — und das drang Einem ins Herz. Ich weine noch, wenn ich daran denke; unsere Kinder, seht Ihr? sie sind ja das Mark unserer Knochen. Mein armer Gustache! Du bist so hübsch! Wenn Ihr wüßtet, wie artig er ist! Gestern sagte er zu mir: Ich will Soldat werden. O mein Gustache, wenn ich Dich verlöre! — Chantefleurie stand plötzlich auf und lief in Reims umher, indem sie rief: Zum Lager der Zigeuner! Gerichtsdienner herbei! die Hexen zu verbrennen! — Die Zigeuner waren fort. Es war finstere Nacht. Man konnte sie nicht verfolgen. Den andern Tag fand man zwei Stunden von Reims die Ueberbleibsel eines großen Feuers, einige Bänder, welche Paquette's Kinde gehört

hatten, Blutstropfen und Bocksmist. Die eben verfllossene Nacht war gerade eine vom Freitag auf den Sonnabend. Man zweifelte nicht mehr daran, daß die Zigeuner auf dieser Haide ihr Herenfest gefeiert und das Kind in Satans Gesellschaft verzehrt hätten, wie es bei den Mahomedanern zu geschehen pflegt. Als Chantefleurie diese schrecklichen Dinge hörte, weinte sie nicht mehr, bewegte die Lippen, als ob sie sprechen wollte, konnte aber kein Wort hervorbringen. Am folgenden Tage waren ihre Haare greis. Noch einen Tag darauf und sie war verschwunden.«

»Das ist in der That eine schreckliche Geschichte,« sagte Dударde, »die sogar einen Burgunder bis zu Thränen rühren sollte.«

»Ich wundere mich nun nicht mehr,« setzte Gervaise hinzu, »daß die Furcht vor den Zigeunern Euch so schnelle Beine machte.«

»Und Ihr habt um so besser daran gethan,« sagte Dударde, »daß Ihr Euch davon machtet mit Eurem Gutsacke, da diese Zigeuner auch aus Polen sind.«

»Nein,« sagte Gervaise, »sie sollen aus Catalonien in Spanien kommen.«

»Catalonien! das ist möglich,« antwortete Dударde. »Polen, Catalonien, Wallonien, diese



drei Provinzen verwechsle ich immer mit einander. Aber ausgemacht ist es, daß es Zigeuner sind.«

»Und die gewiß Zähne haben, die noch immer lang genug sind, um kleine Kinder zu fressen,« bemerkte Gervaise. »Es würde mich gar nicht Wunder nehmen, wenn die Esmeralda auch ein wenig davon aße, einen so kleinen Mund sie auch macht. Ihre weiße Ziege macht zu böshafte Streiche, um ihr in diesem Punkte nicht auch ein Bißchen Freigeisterei zutrauen zu dürfen.«

Mahiette ging stillschweigend weiter. Sie war in das Nachdenken versunken, welches gewissermaßen die Verlängerung einer schmerzlichen Begebenheit ist, und welches erst dann aufhört, wenn sich die Erschütterung derselben, von Vibration zu Vibration, bis zur letzten Faser des Herzens fortgepflanzt hat. Unterdessen fragte sie Gervaise: »Hat man denn nicht erfahren können, was aus der Chantefleurie geworden ist?« Mahiette antwortete nicht. Gervaise wiederholte ihre Frage, indem sie sie am Arme rüttelte und sie bei Namen rief. Mahiette schien aus ihren Gedanken zu erwachen.

»Was aus der Chantefleurie geworden ist?« wiederholte sie mechanisch; »ach!« fügte sie leb-

haft hinzu, »man hat es nicht erfahren können.«  
 Nach einer Pause sagte sie: »Einige behaupten,  
 sie hätten sie in der Abenddämmerung aus dem  
 Thore Fléchembault, Andere, beim Anbruch des  
 Tages aus der alten Porte-Basée aus Reims  
 gehen sehen. Ein Armer hat ihr goldenes Kreuz,  
 an einem steinernen Kreuze hängend, in dem  
 Anbau gefunden, wo die Messe gehalten wird.  
 Es war ein Geschenk des schönen Vicomte von  
 Cormontreuil, ihres ersten Geliebten. Paquette  
 hatte sich nie davon trennen wollen, so elend es  
 ihr auch gegangen war. Sie hielt es fest wie  
 ihr Leben. Als wir nun sahen, daß sie dieses  
 Kreuz im Stiche gelassen hatte, da glaubten  
 wir Alle an ihren Tod. Jedoch waren auch  
 Leute vom Cabaret-les-Bautes da, welche be-  
 haupteten, daß sie sie auf dem Wege nach Pa-  
 ris barfuß auf den Kieseln hätten gehen sehen.  
 Aber dann mußte sie doch aus dem Vesle-Thore  
 gegangen sein, und das Alles stimmt nicht zu-  
 sammen. Oder, was am wahrscheinlichsten ist,  
 ich glaube wohl, daß sie in der That aus dem  
 Vesle-Thore hinausgegangen ist, aber zugleich  
 auch aus dieser Welt.«

»Ich verstehe Euch nicht,« sagte Gervaise.

»Vesle,« antwortete Mahiette mit einem  
 melancholischen Lächeln, »so heißt ja der Fluß.«

»Arme Chantefleurie!« sagte Dubarde zusammenschauernd, »ertrunken!«

»Ertrunken!« versetzte Mahiette, »und wer hatte das dem guten Vater Guybertaut voraussagen wollen, als er unter der Brücke von Linqueur singend in seiner Barke durchfuhr, daß einst seine liebe kleine Paquette auch unter dieser Brücke vorbeikommen würde, aber ohne Gesang und ohne Fahrzeug.«

»Und der kleine Schuh?« fragte Gervaise. — »Ist mit der Mutter verschwunden.«

»Der arme kleine Schuh!« klagte Dubarde. Diese wohlbeleibte, gutmüthige Frau wäre nun wohl zufrieden gewesen, wenn sie mit Mahiette um die Wette hätte weinen und seufzen können. Aber die neugierigere Gervaise war mit ihren Fragen noch nicht zu Ende.

»Und das Ungethüm?« sagte sie plötzlich zu Mahiette.

»Welches Ungethüm?« fragte diese. — »Ei, das kleine Zigeuner-Ungeheuer, welches die Hexen in Chantefleurie's Hause statt ihrer Tochter zurückgelassen hatten. Was habt Ihr damit angefangen? Ich hoffe doch, Ihr werdet's ertränkt haben.«

»Nein,« antwortete Mahiette. — »Wie! aber doch verbrannt? Das ist noch billiger. Ein Hexenkind!«

»Weder das eine, noch das andere. Der Herr Erzbischof interessirte sich für das Zigeunerkind, hat es exorcisirt, gesegnet, hat ihm den Teufel aus dem Körper getrieben und hat es nach Paris geschickt, wo man es als Findelkind auf das hölzerne Bette bei der Kirche Notre-Dame ausgesetzt hat.«

»Die Bischöfe!« murrte Gervaise, »weil sie so gelehrt sind, machen sie nichts wie andere Leute. Ich bitte Dich, Dudarde, den Teufel dahin zu legen, wo die Findelkinder hingelegt werden! Denn dieses kleine Ungethüm war gewiß der Teufel. Aber Mahiette, was hat man denn zu Paris damit angefangen? Ich denke doch nicht, daß irgend eine mitleidige Person es hingenommen hat?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete die Frau aus Reims; »gerade in der Zeit kaufte mein Mann die Amtschreiberei von Bèru, zwei Meilen von der Stadt, und wir haben uns seitdem nicht mehr um diese Geschichte bekümmert. Dazu kommen die beiden Hügel von Cernay, welche vor Bèru liegen und einem gerade die Aussicht auf die Thürme der Cathedrale von Reims rauben.«

Unter diesen Gesprächen waren die drei würdigen Bürgerfrauen auf den Greve-Platz



gekommen. Da sie so sehr mit der von Mahiette erzählten Geschichte beschäftigt waren, so waren sie vor dem öffentlichen Gebetbuche des Rolandsturms vorbeigegangen und richteten ihren Weg maschinenmäßig gerade auf den Schandpfahl, um welchen das Gedränge in jedem Augenblicke zunahm. Wahrscheinlich würden sie über dieses Schauspiel, welches hier Aller Blicke anzog, das Rattenloch ganz vergessen haben, wenn der dicke, sechsjährige Eustache sie nicht plötzlich daran erinnert hätte: »Mutter,« sagte er, als ob ein Instinkt ihn benachrichtigte, daß das Rattenloch hinter ihm wäre, »jetzt darf ich doch den Kuchen essen?«

Wenn Eustache gescheiter gewesen wäre, d. h. weniger gefräßig, so hätte er noch gewartet, und erst bei der Nachhausekunft, in der Universität, im Hause des Meisters Andry Musnier, in der Straße Madame-la-Valence, wenn die beiden Arme der Seine und die fünf Brücken der Cité zwischen dem Rattenloche und dem Kuchen lagen, — erst dann hätte er die Frage gewagt: »Mutter, jetzt darf ich doch den Kuchen essen?«

Dieselbe Frage aber erweckte in dem Augenblicke, wo Eustache sie unvorsichtiger Weise that, wieder die Aufmerksamkeit seiner Mutter.

»Ach so!« rief sie, »wir vergessen die Eingemauerte. Zeigt mir doch Euer Rattenloch, damit ich ihr den Kuchen bringen kann.«

»Sogleich,« sagte Dudarde, »das ist ein Werk der Barmherzigkeit.«

Das war aber nichts für Eustache. Er zog abwechselnd beide Schultern bis an die Ohren in die Höhe, wie es bei Kindern das größte Zeichen der Unzufriedenheit ist, und sagte: »Halt, meinen Kuchen!«

Die drei Frauen kehrten wieder um, und als sie bei dem Hause des Roland-Thurmes angekommen waren, sagte Dudarde zu den beiden Andern: »Wir dürfen nicht alle drei auf ein Mal in das Loch hineinschauen, das möchte sie wild machen. Thut, als ob Ihr das Dominus im Gebetbuche lässet, während ich die Nase in die Luke stecke; die Büßende kennt mich ein wenig. Ich will es Euch dann sagen, wann Ihr kommen könnt.«

Sie trat allein an die Luke. In dem Augenblicke, wo ihr Blick hineinsiel, malte sich ein tiefes Mitleiden auf allen ihren Zügen, und ihre frohe und offene Physiognomie veränderte so plötzlich Ausdruck und Farbe, als ob sie aus hellem Sonnenschein in den Mondschein getreten wäre; ihr Auge wurde feucht, ihr Mund zog

sich zusammen, wie wenn man weinen will. Gleich darauf legte sie einen Finger auf ihre Lippen und gab Mahiette ein Zeichen, herbeizutreten.

Mahiette kam, still bewegt, auf die Behen tretend, wie man sich wohl dem Bette eines Sterbenden nähert.

In der That, es war ein trauriger Anblick, welcher sich den beiden Frauen darbot, als sie durch die vergitterte Oeffnung des Rattenlochs hineinsahen.

Die Zelle war eng, mehr breit als tief, gothisch gewölbt, und glich von innen der Höhlung einer großen Bischofsmütze. Auf der nackten Steinplatte, welche den Boden derselben bildete, saß oder kauerte vielmehr in einem Winkel ein Weib. Ihr Kinn lag auf ihren Knien, welche ihre beiden gefalteten Hände fest gegen ihre Brust preßten. Indem sie so in sich selbst versunken war, bekleidet mit einem braunen Sacke, welcher sie mit weiten Falten ganz einhüllte, indem ihre langen, greisen Haare nach vorn hin über ihr Gesicht bis auf ihre Füße herabfielen, gewährte sie beim ersten Anblick eine sonderbare Gestalt, eine Art von schwärzlichem Dreieck, welcher das hineinfallende Tageslicht in zwei Hälften theilte, eine helle und eine dunkle. Es

war weder ein Weib, noch ein Mann, noch ein lebendes Wesen, noch eine bestimmte Form: es war eine Figur, eine Art von Erscheinung, auf welcher sich die Wirklichkeit und die Phantasie begegneten wie Schatten und Licht. Kaum unterschied man unter ihren herabfallenden Haaren ein mageres, ernstes Profil, kaum ließ ihr Noth die äußerste Spitze eines nackten Fußes hervortreten, welcher auf dem kalten Boden sich zusammenzog. Das Wenige von menschlicher Gestalt, was man unter dieser Trauerhülle durchscheinen sah, machte schaudern.

Diese Figur, welche man für am Boden befestigt hätte halten sollen, schien weder Bewegung, noch Gedanken, noch Athem zu haben. In diesem dünnen, leinenen Sacke, im Januar, auf einem Granitboden liegend, ohne Feuer, im Schatten eines Kerkers, dessen schräges Luftloch nur den Nordwind und nicht den Sonnenstrahl durchließ, schien sie nicht zu leiden, selbst nichts zu empfinden. Man hätte sagen können, sie wäre zu Stein geworden mit dem Gefängnisse, zu Eis mit der Jahreszeit. Ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen sahen starr. Im ersten Augenblicke hielt man sie für ein Gespenst, im zweiten für eine Bildsäule.

Jedoch öffneten sich ihre blauen Lippen mit-

unter zu einem Athemzuge und zitterten, aber so todt, so mechanisch als wie Blätter, welche vom Winde bewegt werden.

Aus ihren düstern Augen jedoch kam ein tieffinniger, finsterner, unaufhörlich auf einen Winkel der Zelle gehefteter Blick, den man von außen nicht wahrnehmen konnte; ein Blick, welcher alle düstern Gedanken dieser unglücklichen Seele an irgend einen geheimnißvollen Gegenstand zu fesseln schien.

Das war das Wesen, welches von seiner Wohnung den Namen: die Eingemauerte, und von seiner Kleidung den Namen: die Büßende (Sackträgerin, sachtette) hatte. Die drei Frauen, denn Gervaise war auch hinzugetreten, sahen durch die Luke. Ihre Köpfe sängen das schwache Tageslicht des Gefängnisses auf, ohne daß die Unglückliche sie zu bemerken schien. — »Wir wollen sie nicht stören,« sagte Durdar mit leiser Stimme; »sie ist in ihrer Ekstase, sie betet.«

Während dessen betrachtete Mahiette mit immer steigender Aengstlichkeit diesen blassen, entstellten Kopf mit herabhängenden Haaren, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. — »Das wäre doch merkwürdig,« murmelte sie. Sie steckte ihren Kopf durch das Gitter, und es gelang, ihren Blick bis in den Winkel zu werfen,

wohin der Blick der Unglücklichen unverrückt gerichtet blieb.

Als sie ihren Kopf aus der Oeffnung zurückzog, war ihr Gesicht mit Thränen übergossen.

»Wie nennt Ihr diese Frau?« fragte sie Dudarde.

Dudarde antwortete: »Wir nennen sie Schwester Gudule.«

»Und ich,« erwiederte Mahiette, »ich nenne sie Paquette-la-Chantefleurie.« Darauf legte sie den Finger auf ihren Mund und gab der erstaunten Dudarde ein Zeichen, daß sie auch ihren Kopf hineinstecken und zusehen sollte. Diese that es, und sah in der Ecke, woran das Auge der Eingemauerten haftete, einen kleinen Schuh von rosenfarbener Seide, mit tausend Zacken in Gold und Silber bestickt.

Gervaise sah nach Dudarde hinein, und darauf fingen alle drei Frauen, indem sie die unglückliche Mutter betrachteten, bitterlich an zu weinen.

Jedoch weder ihre Blicke, noch ihre Thränen hatten die Eingemauerte zerstreut. Ihre Hände blieben gefaltet, ihre Lippen stumm, ihre Augen starr, und wer ihre Geschichte wußte, dem drang der auf den kleinen Schuh gehestete Blick ins Herz.



Die drei Weiber hatten noch kein Wort hervorgebracht, sie wagten nicht zu reden, selbst nicht mit leiser Stimme. Dieses tiefe Schweigen, dieser tiefe Schmerz, diese große Vergessenheit, wo Alles verschwunden war, außer einem Gegenstande, machte auf sie denselben Eindruck wie ein Hochaltar am OSTER- oder WEIHNACHTSFESTE. Sie schwiegen, sie sammelten sich, und waren im Begriff, sich auf die Knie zu werfen. Es kam ihnen so vor, als ob sie an einem Trauerfeste in eine Kirche hineingetreten wären.

Endlich versuchte Gervaise, die neugierigste und folglichsuchendste auch die am wenigsten gefühlvolle von den Dreien, die Eingemauerte zum Reden zu bringen: »Schwester! Schwester Gudule!«

Sie wiederholte diesen Zuruf drei Mal, indem sie jedes Mal ihre Stimme verstärkte. Die Eingemauerte rührte sich nicht; kein Wort, kein Blick, kein Seufzer, kein Zeichen des Lebens.

Dubarde sagte nun mit einer sanftern und einschmeichelndern Stimme: »Schwester! Schwester Gudule!« — Dasselbe Schweigen, dieselbe Unbeweglichkeit.

»Ein sonderbares Weib!« rief Gervaise;

»ein Weib, das auch nicht einmal durch einen Kanonenschuß in Bewegung gesetzt würde.«

»Sie ist vielleicht taub,« sagte Dubarde seufzend. — »Vielleicht blind,« fügte Gervaise hinzu. — »Vielleicht gar todt,« versetzte Mahiette.

Wenn die Seele wirklich diesen trägen, in Lethargie versunkenen Körper noch nicht verlassen hatte, so hatte sie sich wenigstens in eine solche Tiefe zurückgezogen und verborgen, wohin die Eindrücke der äußern Organe nicht dringen konnten.

»Wir müssen also,« sagte Dubarde, »den Suchen auf ihrer Luke liegen lassen; da wird ihn irgend ein vorübergehender Bursche wegnehmen. Wie fangen wir es an, um sie aufzuwecken.«

Eustache, welcher bis diesen Augenblick durch einen kleinen, von einem Hunde vorübergezogenen Wagen zerstreut gewesen war, bemerkte plötzlich, daß seine drei Führerinnen Etwas durch die Luke genau betrachteten, und von Neugierde geplagt, stieg er auf einen Grenzstein, richtete sich auf den Fußzehen in die Höhe, und steckte sein dickes, rothbackiges Gesicht durch die Oeffnung, indem er rief: »Mutter, sieh einmal, was ich sehe!«

Bei dieser klaren, frischen, hellklingenden Kinderstimme schrak die Eingemauerte zusammen. Sie drehte ihren Kopf um mit der trocknen und raschen Bewegung einer Stahlfeder, ihre beiden fleischlosen Hände schlugen die Haare aus dem Gesichte und sie heftete auf das Kind ihre Augen mit einem Ausdrucke von Erstaunen, Bitterkeit und Verzweiflung. Dieser Blick war nur ein Blick. — »O mein Gott!« schrie sie plötzlich, indem sie ihren Kopf in ihren Knien verbarg, und ihre heisere Stimme schien ihr die Brust zu zerreißen, »wenigstens zeigt mir nicht die Kinder anderer Leute.«

»Guten Tag, Madame!« sagte das Kind ernsthaft.

Jedoch hatte dieser gleichsam die Eingemauerte aus dem Schlafe aufgerüttelt. Ein langer Schauer ging durch ihren Körper, vom Kopfe bis zu den Füßen; ihre Zähne klapperten, sie hob ihren Kopf halb in die Höhe, presste ihre Ellbogen gegen ihre Hüften und nahm ihre Füße in die Hände, gleichsam um sie zu erwärmen, mit den Worten: »O, die große Kälte!«

»Arme Frau!« sagte Dubarde mitleidig, »wollt Ihr ein Bißchen Feuer?«

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

»Nun gut!« sagte Dubarde, indem sie ein Fläschchen hinhielt, »hier ist Gewürzwein, welcher Euch erwärmen wird; trinkt.«

Sie schüttelte von Neuem mit dem Kopfe, sah Dubarde starr an und antwortete: »Wasser.«

Dubarde bestand darauf. — »Nein, Schwester, das ist kein Getränk für den Januar. Ihr müßt ein wenig Gewürzwein trinken und diesen Maiskuchen essen, den wir für Euch gebacken haben.«

Sie stieß den Kuchen zurück, welchen ihr Mahiette hinhielt und sagte: »Schwarzbrot.«

»Da,« sagte Gervaise, welche ebenfalls vom Mitleid ergriffen wurde und ihren wollenen Rock losmachte, »da ist ein Ueberrock, der ein Bischofen wärmer ist als der Curige. Legt das auf Eure Schultern.«

Sie weigerte sich eben so, den Ueberrock anzunehmen, und antwortete: »Einen Sack!«

»Aber Ihr müßt doch wohl bemerken,« versetzte die gutmüthige Dubarde, »daß gestern ein Festtag gewesen ist.«

»Ich merke es wohl,« sagte die Eingemauerte. »Seit zwei Tagen habe ich kein Wasser in meinem Krüge. « Sie fuhr nach einer Pause fort: »Es ist Festtag, man vergißt mich. Man thut wohl daran. Warum sollte die Welt an

mich denken, da sie nicht an mein Kind denkt? Verlischt die Kohle, wird die Asche kalt.«

Und gleichsam wie erschöpft von diesen Worten, ließ sie ihr Haupt auf ihre Knie zurücksinken. Die einfache und mitleidige Dudarde, welche aus ihren letzten Worten abzunehmen glaubte, daß sie sich noch über die Kälte beklagte, antwortete ihr naiv: »Wollt Ihr denn nun ein wenig Feuer?«

»Feuer!« sagte die Büßende mit einem seltsamen Tone; »wollt Ihr denn auch ein wenig anmachen lassen für die, welche seit funfzehn Jahren unter der Erde ist?«

Alle ihre Glieder zitterten, ihre Stimme zitterte, ihre Augen funkelten, sie hatte sich auf den Knien liegend aufgerichtet; sie streckte plötzlich ihre weiße und magere Hand nach dem Kinde aus, welches sie mit einem erstaunten Blicke ansah. »Nehmt das Kind weg!« schrie sie; »die Zigeunerin wird gleich vorbeikommen.«

Darauf fiel sie mit dem Gesichte auf die Erde und ihre Stirn schlug gegen die Steinplatte, wie ein Stein gegen den andern. Die drei Frauen hielten sie für todt. Jedoch einen Augenblick nachher rührte sie sich und sie sahen sie auf den Knien und Ellbogen sich nach der Ecke fortzuschleppen, wo der kleine Schuh sich

befand. Darauf wagten sie nicht, sie anzusehen; aber sie hörten tausend Küsse und tausend Seufzer, vermischt mit herzerreisendem Geschrei und solchen dumpfen Stößen, als wenn man mit dem Kopf gegen die Mauer stößt; dann, nach einem dieser Stöße, welcher so heftig war, daß sie alle drei dabei erschrafen, hörten sie nichts mehr.

»Sollte sie sich getödtet haben?« sagte Gervaise, indem sie es wagte, ihren Kopf durch das Gitter zu stecken. »Schwester! Schwester Gudule!«

»Schwester Gudule!« wiederholte Dubarde.

»Ach, mein Gott! sie rührt sich nicht mehr!« versetzte Gervaise; »ist sie denn todt? Gudule! Gudule!«

Mahiette, welche so schluchzte, daß sie nicht sprechen konnte, machte auch einen Versuch. — »Wartet!« sagte sie, dann bog sie sich nach der Luke hin und rief: »Paquette! Paquette-la-Chantefleurie!«

Ein Kind, welches unvorsichtigerweise den schlecht angesteckten Zünder einer Petarde anbläst, so daß sie ihm ins Gesicht losgeht, kann sich nicht mehr erschrecken, als Mahiette bei der Wirkung dieses plötzlich in die Zelle der Schwester Gudule hineingerufenen Namens.

Die Eingemauerte bebte mit dem ganzen Körper zusammen, richtete sich auf ihre nackten Füße auf und sprang an die Luke mit so blitzenden Augen, daß Mahiette und Duardo und die andere Frau nebst dem Kinde nach der Brustmauer des Quais zurücksprangen.

Unterdessen erschien die schreckliche Gestalt des Weibes, an das Gitter der Oeffnung festgeklammert. — »Oh! D!« schrie sie mit einem erschrecklichen Lachen, »die Zigeunerin ruft mich!«

In demselben Augenblicke fesselte eine Scene, welche sich am Schandpfahle zutrug, ihr irres Auge. Ihre Stirn faltete sich vor Abscheu, sie streckte aus dem Gitter ihre skeletartigen Arme heraus und schrie mit aller Anstrengung ihrer Lunge: »Du bist's also doch! Tochter Aegyptens! Du rufst mich? Kinderräuberin! Nun gut! verflucht seist Du! verflucht! verflucht!«

---

#### IV.

Eine Thräne für einen Tropfen Wasser.

Diese Worte waren gleichsam der Verbindungspunkt für beide Scenen, welche sich bis dahin in derselben Zeit, jede auf ihrem besondern Theater, entwickelt hatten: die eine, welche man gelesen hat, im Rattenloche, die andere, welche der Leser jetzt erfahren soll, auf der Leiter

des Schandpfahls. Die erste hatte nur die drei Frauenzimmer, deren Bekanntschaft der geneigte Leser gemacht hat, zu Zeugen gehabt; die zweite hatte zu Zuschauern gehabt das ganze Publikum, welches wir weiter oben auf dem Grebe=Platz um den Galgen und den Schandpfahl sich versammeln sahen.

Die Menge, welcher die seit 9 Uhr Morgens an den vier Ecken des Schandpfahls aufgestellten Gerichtsdiener irgend eine Execution verheißen hatten, etwa eine Hinrichtung am Galgen, oder eine Durchpeitschung, oder ein Ohrenabschneiden, oder etwas dergleichen; diese Menge war so schnell angewachsen, daß die Gerichtsdiener, welche von ihr zu sehr gedrängt wurden, sie mit ihren Stäben und durch das Austreten ihrer Pferde hatten zurücktreiben müssen.

Diese Volksmasse, welche bei öffentlichen Executionen an Warten gewöhnt war, zeigte gar keine Spur von Ungebuld. Sie unterhielt sich damit, den Schandpfahl zu betrachten, ein sehr einfaches Denkmal, bestehend aus einem inwendig hohlen, gemauerten Würfel. Einige in Stein roh ausgehauene Stufen, welche man vorzugsweise die Leiter nannte, führten auf die obere Fläche, auf welcher man ein horizontal liegendes Rad von Eichenholz bemerkte. Man band den



Delinquenten auf dieses Rad, auf den Knien liegend, und die Hände auf den Rücken. Ein hölzerner Arm, welchen ein im Innern des kleinen Baues verborgenes Lau in Bewegung setzte, gab dem Rade eine drehende Bewegung und zeigte so das Gesicht des Sträflings allen Punkten des Platzes. Das nannte man einen Missethäter drehen.

Wie man sieht, war der Schandpfahl auf dem Greve-Platz weit davon entfernt, alle die Ergötzlichkeiten des Schandpfahls in den Hallen darzubieten. Keine Baukunst, keine andere Merkwürdigkeit, kein eisernes Kreuzdach, kein achteckiges Thürmchen (lanterne), keine zarten Säulen, welche am Rande des Daches in Akanthen und Blumen-Kapitäler ausliefen, keine Dachrinnen in Chimärengestalten, keine mit dem Meißel ausgehauene Zimmerarbeit, keine geschmackvolle Bildhauerarbeit in Stein.

Der Delinquent kam endlich an, auf einem Karren festgebunden, und als er auf die Plateforme hinaufgezogen war und man von allen Seiten den mit Stricken und Riemen auf das Rad gebundenen Sträfling sehen konnte, erhob sich ein verhöhrendes Geschrei mit Lachen und Beifallsklatschen. Man hatte Quasimodo erkannt.

Er war es in der That. Die Sache war seltsam. Auf demselben Platze stand er am Schandpfahl, wo man ihn den Abend vorher als Narrenpapst und Fürsten in Begleitung des Herzogs von Aegypten, des Königs von Thunes und des Kaisers von Galiläa begrüßt hatte. Leider war unter der ganzen Masse der Anwesenden, ihn, den erst Triumphirenden und jetzt den Sträfling Vorstellenden, mit eingerechnet, — es war Niemand darunter, welcher diesen Wechsel des Schicksals so recht überdachte. Gringoire und seine Philosophie fehlten bei diesem Schauspiel.

Bald darauf gebot Michel Noiret, beeidigter königlicher Trompeter, den Leuten Ruhe, und rief das Urtheil, dem Befehle des Herrn Profosß gemäß, aus. Darauf stellte er sich mit seinen Leuten hinter den Karren.

Quasimodo, ganz unempfindlich, blinzelte kaum mit den Augenlidern. Jeder Widerstand war ihm unmöglich gemacht worden durch das, was man damals im Kriminal-Ganzleistyle Stärke und Festigkeit der Fesseln nannte, d. h. die Riemen und Ketten gingen ihm wahrscheinlich ins Fleisch. — Er hatte sich führen und stoßen, tragen, aufhocken, binden und loslösen lassen. Man konnte aus seiner Physiognomie

nichts herauslesen, als das dumpfe Staunen eines Wilden oder eines Wahnsinnigen. Man wußte, er war taub, man hätte ihn auch für blind halten können.

Man setzte ihn kniend auf die runde Scheibe; er ließ es geschehen. Man zog ihm das Hemd und das Wamms bis auf den Gürtel aus; er gab es zu. Man band ihn wieder mit Riemen und Stricken fest; er ließ sich ruhig fest-schnallen. Von Zeit zu Zeit nur schnob er einmal, wie ein Kalb, dessen Kopf über den Rand eines Fleischerkarren hinabhängt und baumelt.

»Der Tölpel,« sagte Johann Frollo du Moulin zu seinem Freunde Robin Pouffepain (denn die beiden Schüler waren begreiflicher Weise dem Delinquenten nachgefolgt), »er versteht nicht mehr davon, als ein Maikäfer, den man in eine Schachtel gesperrt hat.«

Ein tolles Gelächter erfolgte, als die Menge den nackten Buckel Quasimodo's, seine Kameelsbrust, seine schwielichten und haarigen Schultern sah. Während dieser Fröhlichkeit stieg ein Mann mit der Stadt-Livree, von untersekstem Wuchs und kräftigem Aussehen, auf die Plateforme, und stellte sich neben den Patienten. Sein Name lief bald unter den Anwesenden umher. Es war Pierrat Torterue, beeidigter Tortur-Meister im Châtelet.

Er stellte zuerst auf eine Ecke des Schandpfahls eine schwarze Sanduhr, deren obere Kapfel mit rothem Sande gefüllt war, welchen sie in den untern Behälter durchlaufen ließ; dann zog er seinen Ueberrock aus, und man sah ihn mit seiner rechten Hand eine Geißel mit langen, weißen, knotigen und mit metallenen Haken versehenen Riemen ergreifen. Mit der linken Hand faltete er sein Hemd um den rechten Arm bis an die Achsel in die Höhe.

Unterdessen rief Johann Frollo, indem er seinen blonden Lockenkopf über die Menge erhob (er war deshalb auf Robin Poussépains Schultern gestiegen): »Kommt und schaut, meine Herren und Damen! seht, wie man schließlich Meister Quasimodo geißeln will, den Pulsanten meines Bruders, des Herrn Archidiaconus von Tosas, einen Kerl von einem närrischen orientalischen Bau, der einen Rücken hat in Gestalt einer Kuppel, und Beine wie gewundene Säulen!«

Die Menge lachte, vorzüglich die Kinder und jungen Mädchen.

Endlich klopfte der Henker mit dem Fuße. Das Rad fing an sich zu drehen.

Quasimodo wankte unter seinen Fesseln. Das dumpfe Staunen, welches sich plötzlich auf

seinem mißgestalteten Gesichte malte, verdoppelte das Gelächter der Umstehenden.

Plötzlich in dem Augenblicke, wo das Rad in seiner Umdrehung dem Meister Pierrat den gebirgigen Rücken Quasimodo's zeigte, hob dieser den Arm in die Höhe, die feinen Riemen piffen durch die Luft, und fielen mit Wuth auf die Schultern des Unglücklichen nieder.

Quasimodo schrak zusammen, als wenn er aus dem Schläfe geschreckt wäre. Er fing an zu begreifen. Er wand sich in seinen Fesseln; eine gewaltsame Zuckung der Ueberraschung und des Schmerzes entfesselte die Muskeln seines Gesichts; aber er stieß keinen Seufzer aus. Bloß drehte er den Kopf hinterwärts um, zur Linken, dann zur Rechten, wie ein Stier, den eine Bremse in die Seite gestochen hat.

Ein zweiter Hieb erfolgte, dann ein dritter, und so immer zu. Das Rad hörte nicht auf sich zu drehen, die Schläge regneten fort. Bald kam das Blut; man sah es aus tausend Wunden auf den schwarzen Schultern des Buckligen rieseln; und die dünnen Riemen spritzten es bei jeder Schwingung tropfenweise auf die Menge hinab.

Quasimodo hatte, so schien es wenigstens, seine erste Unempfindlichkeit wieder angenom-

men. Er hatte Anfangs versucht, seine Fesseln zu zerreißen. Man hatte seine Augen sich entflammen, seine Muskeln steif werden, und die Riemen und Stricke sich ausdehnen sehen. Die Anstrengung war gewaltig, wunderbar, verzweifelt; aber die alten Fesseln des Profosamts widerstanden. Sie krachten, das war Alles. Quasimodo fiel erschöpft zurück. Das dumpfe Stauen wechselte auf seinen Zügen mit einem Gefühle der Bitterkeit und tiefer Entmuthigung. Er schloß sein einziges Auge zu, ließ den Kopf auf seine Brust sinken und schien todt zu sein.

Von da an rührte er sich nicht. Nichts konnte ihm eine Bewegung entreißen; weder sein Blut, welches unaufhörlich floß, noch die Schläge, deren Wuth sich verdoppelte, noch der Zorn des Henkers, der sich selbst aufreizte und in der Execution gleichsam berauschte, und das Geräusch der schrecklichen Riemen, welche immer heftiger die Luft durchschnitten.

Endlich streckte ein Gerichtsdiener des Châtelet, welcher schwarz gekleidet auf einem schwarzen Pferde saß, und vom Anfange der Execution an neben der Leiter gehalten hatte, seinen elfenbeinernen Stab nach der Sanduhr hin. Der Henker hielt ein. Das Rad stand still. Quasimodo's Auge öffnete sich langsam.



Die Geißelung war vorüber. Zwei Knechte des Torturmeisters wuschen die blutenden Schultern des Delinquenten, rieben sie mit einer Salbe ein, welche augenblicklich die Wunden schloß, und warfen ihm über den Rücken ein braunes Stück Zeug, welches wie ein Messgewand zugeschnitten war. Unterdessen ließ Pierrat Torterue die rothen, mit Blut getränkten Riemen auf dem Boden abträufeln.

Noch war nicht Alles für Quasimodo vorbei. Er mußte noch die Stunde am Schandpfahl aushalten, welche Meister Florian Barbodienne zu dem Urtheile des Herrn Robert d'Estouville hinzugefügt hatte; zum großen Ruhme des alten physiologischen und psychologischen Wortspiels des Johannis von Cumenes: *Surdus absurdus*.

Man drehte also die Sanduhr um, und ließ den Buckligen auf dem Rade, um der Gerechtigkeit ganz Genüge zu leisten.

Das Volk, vorzüglich im Mittelalter, ist in der Gesellschaft das, was das Kind in der Familie ist. So lange es in diesem Zustande der ersten Unwissenheit, der moralischen und intellectuellen Minderjährigkeit bleibt, kann man von ihm, wie vom Kinde sagen: Dieses Alter ist ohne Mitleiden.

Wir haben schon gezeigt, daß Quasimodo allgemein gehaßt wurde, freilich aus mehr als einem Grunde. Unter dem ganzen Haufen gab es wohl nicht leicht einen Zuschauer, der nicht Grund zu haben glaubte, sich über den böshafsten Buckligen von Notre-Dame zu beklagen. Die Freude war allgemein, als man ihn auf dem Schandpfahle erscheinen sah; und die grausame Execution, welche er ausgehalten hatte, und die klägliche Lage, worin man ihn gelassen hatte, weit entfernt, den Pöbel zu rühren, hatten seinen Haß noch böshafter gemacht, indem sie ihn mit einem Stachel der Lustigkeit bewaffneten.

Auch, als einmal der *vindicta publica*, wie noch heut zu Tage die Leute mit den viereckigen Mützen schwären, Genüge geleistet war, kam nun die Reihe an die Privatrache. Hier, wie im großen Saale, brachen vorzüglich die Weiber los. Alle hatten einen Groll auf ihn, die Einen wegen seiner Bosheit, die Andern wegen seiner Häßlichkeit. Die Letztern waren die wüthendsten.

Es regneten tausend Schimpfreden, Hohn- geschrei, Verwünschungen und hie und da Steine auf ihn.

Quasimodo war taub, aber er sah gut, und die öffentliche Wuth zeigte sich nicht weniger deutlich auf den Gesichtern, als in den Wor-

ten. Ueberdieß erklärten die Steinwürfe das tolle Lachen.

Er hielt zuerst recht gut Stand. Aber nach und nach wankte die Geduld, welche unter den Streichen des Henkers erstarrt war, und gab allen diesen Insectenstichen Raum. Der asturische Stier, welcher sich wenig rührt bei den Angriffen des Picador, wird durch das Klaffen und die Bisse der Hunde aufgereizt.

Zuerst warf er langsam einen drohenden Blick auf den ganzen Haufen. Aber festgebunden, wie er war, war auch sein Blick zu ohnmächtig, um diese Fliegen zu verjagen, welche seine Wunde bissen. Darauf bewegte er sich in seinen Fesseln, und seine wüthenden Anstrengungen machten, daß das alte Rad auf dem Schandpfahle knackte. Bei allem diesem nahm der Spott und Hohn nur noch zu.

Darauf wurde der Unglückliche ruhig, als er seine Banden nicht zerreißen konnte; nur mitunter erhob ein Seufzer der Wuth alle Höhlungen seiner Brust. Auf seinem Gesichte sah man keine Schaam. Er war zu weit vom Zustande der Gesellschaft, und befand sich zu sehr im Zustande der Natur, um zu wissen, was die Schande ist. Aber der Zorn, der Haß, die Verzweiflung senkten nach und nach auf dieses häßliche Ge-

sicht eine düstere Wolke nach der andern nieder, deren immer zunehmende Electricität in tausend Blitzen aus dem Auge des Cyclophen hervorbrach.

Jedoch hellte sich diese Wolke einen Augenblick auf, als ein Priester auf einem Maulesel durch das Gedränge vorbeiritt. So lange er den Priester erblickte, nahm der Blick des unglücklichen Delinquenten einen mildern Ausdruck an. Auf die Wuth, welche ihn zusammenzog, folgte ein seltsames, sanftmuthvolles Lächeln von einer unaussprechlichen Milde und Zärtlichkeit. Je näher der Priester kam, desto deutlicher trat das Lächeln hervor. Gleichsam als seinen Erlöser begrüßte ihn der Unglückliche. Jedoch, als der Maulesel nahe genug beim Schandpfahle war, daß der Reiter den Delinquenten erkennen konnte, schlug der Priester die Augen nieder, spornte sein Thier an und kehrte plötzlich wieder um, als ob er sich geschämt hätte, von einem armen Teufel in solcher Stellung erkannt und begrüßt zu werden.

Dieser Priester war der Archidiaconus Don Claude Frollo.

Die Wolke stieg düsterer auf dem Gesichte Quasimodo's wieder auf. Einige Zeit hindurch mischte sich ein bitteres, muthloses und unaussprechlich trauriges Lächeln hinein.

Die Zeit verfloß. Schon länger als andert-  
halb Stunden stand er da, zerfleischt, gemißhan-  
delt, unaufhörlich verspottet und fast gesteinigt.

Möglich rührte er sich von Neuem in seinen  
Ketten mit der verdoppelten Anstrengung der  
Verzweiflung, so daß das ganze Gerüst, auf  
welchem er sich befand, erzitterte, und indem er  
das Stillschweigen unterbrach, welches er bis  
dahin hartnäckig beobachtet hatte, schrie er mit  
einer heisern und wüthenden Stimme, welche  
mehr dem Gebell eines Hundes als einer mensch-  
lichen Stimme glich, und welche den Lärm  
des Hohnschreies überlörnte: »Zu trinken!«

Dieser Ausruf des Unglücklichen, weit ent-  
fernt, Mitleiden zu erregen, erhöhte noch das  
Bergnügen des guten Pariser Pöbels, welcher  
die Leiter umringte, und welcher, wie man ge-  
sehen muß, im Ganzen und als Menge betrach-  
tet, nicht viel weniger grausam und viehisch war,  
als die schreckliche Gaunerzunft, zu welcher wir  
den Leser hingeführt haben, und welche eigent-  
lich nur die unterste Hefe des Volks war. Keine  
Stimme erhob sich rings um den Unglücklichen,  
außer um mit seinem Durste Spott zu treiben.  
Freilich war er in diesem Augenblicke weit selts-  
amer und zurückstoßender, als Mitleid erregend,  
mit seinem purpurrothen Gesichte, mit seinem

irren Blicke, seinem vor Zorn und Schmerzen schäumenden Munde, und mit seiner halbheraushängenden Zunge. Hätte sich auch wirklich unter der Menge eine barmherzige Seele, etwa ein Bürger, oder eine Bürgerfrau gefunden, und es versucht, diesem elenden Geschöpfe während seiner Strafzeit ein Glas Wasser zu bringen — so herrschte doch in Beziehung auf die verrufenen Stufen des Schandpfahls ein solches Vorurtheil der Schande und Schmach, daß dieses allein schon den barmherzigen Samariter zurückgehalten hätte.

Nach Verlauf einiger Minuten warf Quasimodo auf die Menge einen verzweiflungsvollen Blick, und rief noch einmal, mit einer noch herzzerreißendern Stimme: »Zu trinken!«

Aber Alle lachten.

»Trink das!« rief Robin Poussépain, und warf ihm einen in die Gasse getauchten Schwamm in's Gesicht. »Da, tauber Grobian! ich bin Dein Schuldner.«

Ein Weib warf ihm einen Stein an den Kopf, mit den Worten: »Das lehre Dich, uns des Nachts mit Deinem verdamnten Geläute zu wecken.«

»Gut! mein Sohn,« heulte ein Krüppel, indem er sich anstrengte, ihn mit seiner Krücke

zu erreichen, »wirft Du uns noch von den Thürmen von Notre-Dame herab beheren?«

»Da ist ein Trinkgeschirr!« rief ein Mann, indem er ihm einen zerbrochenen Krug an die Brust warf. »Du allein bist Schuld daran, daß meine Frau, bloß indem Du vorbeigegangen bist, ein Kind mit zwei Köpfen zur Welt gebracht hat!«

»Und meine Kage ein Junges mit sechs Pfoten!« freischte ein altes Weib und warf ihm eine Scherbe an den Kopf.

»Zu trinken!« wiederholte Quasimodo keuchend zum dritten Male.

In diesem Augenblicke sah er das Volk sich zertheilen. Ein junges, seltsam gekleidetes Mädchen trat aus dem Gedränge hervor. Sie war begleitet von einer kleinen weißen Ziege mit vergoldeten Hörnern, und trug eine basckische Trommel in der Hand.

Quasimodo's Auge funkelte. Das war die Zigeunerin, welche er in der verfloffenen Nacht hatte entführen wollen; und dieses Anfalls wegen, das fühlte er dunkel in diesem Augenblicke, wurde er gerade jetzt gezüchtigt; was übrigens gerade am wenigsten der Fall war, da er nur deshalb bestraft wurde, weil er das Unglück hatte, taub zu sein, und von einem Tauben ge-

richtet war. Er zweifelte nicht, daß sie auch käme sich zu rächen, und ihm wie die Uebrigen ihren Streich versetzen wollte.

Er sah sie in der That schnell die Leiter hinauffsteigen. Zorn und Aerger drohten ihn zu ersticken. Er hätte gern den Schandpfahl zertrümmert, und wenn der Blitz seines Auges hätte tödten können, so wäre die Zigeunerin zu Staub zermalmt, ehe sie auf die Plateforme gelangt wäre.

Sie näherte sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Delinquenten, welcher sich vergebens hin und her wand, um ihr zu entgehen, machte die Kürbißflasche von ihrem Gürtel los, und setzte sie langsam an die trocknen Lippen des Unglücklichen.

Da sah man aus diesem bisher so trocknen, glühenden Auge eine dicke Thräne herabrollen, welche langsam über das entstellte und lange Zeit von Verzweiflung verzerrte Gesicht herabfloß. Das war vielleicht die erste Thräne, welche der Unglückliche jemals vergossen hatte.

Sedoch vergaß er zu trinken. Die Zigeunerin warf ungeduldig ihre Unterlippe auf, und setzte lächelnd den Hals ihrer Flasche an Quasimodo's Mund. Er trank mit langen Zügen; sein Durst war brennend.



Als er fertig war, verlängerte der Unglückliche seine schwarzen Lippen, ohne Zweifel, um die schöne Hand zu küssen, welche ihm so hülfreich beigestanden hatte. Aber das junge Mädchen, welches vielleicht nicht ohne Mißtrauen war, und sich des gewaltsamen Ueberfalls in der Nacht erinnerte, zog ihre Hand zurück mit der erschrockenen Geberde eines Kindes, welches fürchtet, von einem Thiere gebissen zu werden.

Da heftete der arme taube Mensch einen vorwurfsvollen und unaussprechlich traurigen Blick auf sie.

Es war gewiß ein rührendes Schauspiel, dieses schöne, frische, reizende, und doch zugleich so schwache Wesen mitleidig herbeieilen zu sehen, um in solcher elenden Lage der Häßlichkeit und Bosheit beizustehen. Auf einem Schandpfahle war es ein erhabenes Schauspiel.

Das Volk selbst wurde davon ergriffen, und fing an, in die Hände zu klatschen und Beifall zu rufen.

In diesem Augenblicke bemerkte die Eingemauerte aus der Oeffnung ihres Loches die Zigeunerin auf dem Schandpfahle, und schrie ihr einen gräßlichen Fluch zu: »Verflucht seist Du Tochter Aegyptens! Verflucht! Verflucht!«



## V.

Ende der Geschichte des Maiskuchens.

Die Esmeralda erblaßte, und stieg schwankend vom Schandpfahle herab. Die Stimme der Eingemauerten verfolgte sie noch immer: »Steige nur herab! Steige herab, ägyptische Diebin, Du wirst doch wieder hinauf müssen!«

Die Büßende ist in ihrer Wahnsinnspetrie, sagte das Volk murmelnd, und weiter nichts. Denn diese Art Weiber fürchtete man; was sie gleichsam heiligte. Man griff Niemand gern an, der Tag und Nacht betete.

Die Stunde war gekommen, wo Quasimodo befreit werden sollte. Man band ihn los, und die Menge zerstreute sich.

Nah bei Grand-Pont blieb Mahiette, welche mit ihren Begleiterinnen nach Hause zurückkehrte, plötzlich stehen: »He da! Eustache, was hast Du mit dem Kuchen angefangen?«

»Mutter,« sagte das Kind, »während Ihr mit der Frau da im Loch redetet, kam ein großer Hund und biß in meinen Kuchen. Da habe ich auch davon gegessen.«

»Wie, Bursche,« versetzte sie, »Du hast Alles aufgeessen?«

»Mutter, der Hund hat es gethan. Ich sagte es ihm, aber er hörte nicht, und da habe ich auch zugebissen.«

»Das ist ein schreckliches Kind,« sagte die Mutter, zugleich lächelnd und scheltend. »Seht Ihr, Dударde? Er ist allein den ganzen Kirschbaum leer in unserm Garten zu Charlerange. Auch behauptet sein Großvater, daß er einmal Hauptmann werden wird. — Wenn ich Dich dabei noch einmal wieder ertappe, Monsieur Gustache. — Geh, großer Löwe!«

## Sechstes Buch.

### I.

Wie gefährlich es ist, sein Geheimniß einer Ziege anzuvertrauen.

Mehrere Wochen waren verflossen. Es war in den ersten Tagen des März. Es war einer von den Frühlingstagen, welche so mild und schön sind, daß ganz Paris sie auf den Plätzen und Spaziergängen als Sonntage feiert. An solchen hellen, warmen und heitern Tagen muß man vorzüglich zu einer gewissen Stunde hingehen, und das Portal der Kirche Notre-Dame bewundern. Dies ist der Augenblick, wo die schon zum Untergange sich neigende Sonne, die Vorderseite der Kirche fast gerade ins Gesicht sieht. Ihre immer horizontaler fallenden Strahlen ziehen sich langsam von dem Boden des Platzes zurück und steigend längs der Fassade senkrecht in die Höhe, indem sie die tausend runden Erhöhungen aus ihrem Schatten hervortreten lassen, während die große Einsechse wie ein vom Widerschein der Schmiedeeffe flammendes Cyclophen-Auge strahlt.



Es war gerade in dieser Stunde.

Gerade der hohen, von der untergehenden Sonne röthlich beleuchteten Cathedrale gegenüber, auf dem steinernen Balcon, welcher über der Halle eines reich verzierten gothischen Hauses, das die Ecke des Platzes und der Straße des Domhofes bildete, angebracht war, saßen einige hübsche junge Mädchen, und trieben allerhand Schäkereien. An der Länge des Schleiers, welcher vom höchsten Punkte ihres spitz zulauenden, mit Perlen geschmückten Kopfsputzes bis auf ihre Fersen herabsiel, an der Feinheit des gestickten Hemdchens, welches ihre Schultern bedeckte, indem es, der damaligen Mode gemäß, ihren jungfräulichen schönen Busen fast ganz sehen ließ, an dem Reichthume ihrer Unterkleider, welche sogar kostbarer waren als ihre Oberkleider, an der Gaze, an der Seide und an dem Sammet, woraus der Stoff ihrer Gewänder bestand, und vorzüglich an der Weiße ihrer Hände, welche ein müßiges Leben verriethen, konnte man abnehmen, daß sie adlige und reiche Erbinnen waren. In der That es war Fleur-de-Lys de Gondelaurier mit ihren Gespielinnen, Diana von Christeuil, Amelotte von Montmichel, Colombe von Gaillesfontaine und die kleine Champchevrier; alle fünf Mädchen aus

guten Häusern, welche in diesem Augenblick bei der verwittweten Dame von Gondelaurier versammelt waren, wegen des Prinzen von Beaujeu und seiner Gemahlin, welche im Monat April nach Paris kommen und dort Ehrendamen für die Prinzessin Margarethe von Flandern auswählen sollten, wenn man nämlich diese Prinzessin in der Picardie aus den Händen der Flamländer in Empfang nehmen würde. Nun bewarben sich alle Edelleute auf 30 Meilen in die Runde um diese Auszeichnung für ihre Töchter, und eine große Anzahl unter ihnen hatte schon dieselben nach Paris gebracht oder geschickt. Diese hier waren der treuen Obhut der Dame Molyse von Gondelaurier, der Wittwe eines alten königlichen Hauptmanns der Bogenschützen, anvertraut worden, welche sich mit ihrer einzigen Tochter in ihr auf dem Plage des Vorhofs von Notre-Dame belegenes Haus zu Paris zurückgezogen hatte.

Der Balcon, auf welchem diese jungen Mädchen waren, öffnete sich nach einem mit gelbem flandrischen Leder, wo hinein goldnes Laubwerk gepreßt war, reich tapezirten Zimmer. Die Balken, welche parallel an der Decke liefen, ergößten das Auge durch tausend seltsame, bemalte und vergoldete Bildhauerarbeiten. Auf den mit

dem Meißel gearbeiteten Bänken strahlten hie und da glänzende Stücke von Email; ein Eber von Fayance stand oben auf einem prachtvollen Schenkfische, dessen zweifache Stufen anzeigten, daß die Besizerin des Hauses Gemahlin oder Wittwe eines Bannerherrn war. Im Hintergrunde saß neben einem hohen, mit Wappenreich verzierten Kamin in einem Lehnstuhl, der mit rothem Sammet ausgeschlagen war, die Frau von Gondelaurier, deren 50 Jahre man sowohl in ihrem Anzuge, als auf ihrem Gesichte erkannte. Neben ihr stand ein junger Mann von ziemlich stolzem, aber auch ein wenig eitelm und großprahlerischem Aussehen, einer von den hübschen jungen Männern, welche bei allen Frauenzimmern Glück machen, obgleich ernste und sich auf die Physiognomie verstehende Männer die Achseln darüber zucken. Der junge Cavalier trug das glänzende Gewand eines Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, welches dem Costüme Jupiters, wie wir es im ersten Buche dieser Geschichte kennen gelernt haben, zu ähnlich sah, als daß wir den Leser mit einer zweiten Beschreibung desselben ermüden sollten.

Die jungen Mädchen saßen theils im Zimmer, theils auf dem Balcon. Die einen auf Polstern von Utrechter Sammet mit goldenen

Frangen, die andern auf hölzernen Schemeln, die mit ausgeschnitzten Blumen und Figuren geziert waren. Eine Jede von ihnen hatte auf ihrem Schooße ein Stück einer großen Stickerrei, an welcher sie gemeinschaftlich arbeiteten, und von welcher ein langes Ende auf die Strohmatte hinabfiel, womit der Fußboden bedeckt war.

Sie plauderten mit einander mit der halbzischelnden Stimme und mit dem erstickten Lachen junger Mädchen, in deren Mitte sich ein junger Mann befindet. Dieser, welcher durch seine Gegenwart die Triebfedern der weiblichen Eigenliebe in Bewegung setzte, schien sich wenig darum zu bekümmern, und während jene um die Bette seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchten, schien er vorzüglich damit beschäftigt, mit seinem Handschuh von Damhirschleder die Schnalle seines Gürtels zu puhen.

Von Zeit zu Zeit richtete die alte Dame ganz leise das Wort an ihn, und er antwortete ihr, so gut er konnte, mit einer Art linkscher und erzwungener Höflichkeit. An dem Lächeln und den kleinen Zeichen des Einverständnisses der Dame Molyse, an den Winken, welche sie mit den Augen auf ihre Tochter Fleur-de-Lys richtete, indem sie leise mit dem Hauptmanne sprach, konnte man leicht erkennen, daß es sich um eine

abgeschlossene Verlobung, um eine wahrscheinlich nahe bevorstehende Heirath zwischen dem jungen Manne und Fleur-de-Lys handelte. Aber an der kalten, verlegenen Miene des Officiers sah man auch leicht, daß bei ihm nicht mehr die Rede von Liebe war.

Die gute Dame, welche von ihrer Tochter sehr eingenommen war, bemerkte fast gar nicht die geringe Theilnahme des Officiers, und bemühte sich ihm ganz leise die unendliche Geschicklichkeit bemerklich zu machen, mit welcher Fleur-de-Lys ihre Nadel handhabte oder ihre Stränge Garn vernähte.

»Seht doch einmal, lieber Vetter,« sagte sie zu ihm, indem sie ihn am Armel herbeizog, um ihm ins Ohr zu flüstern. »Seht sie doch an, wie sie sich bückt.«

»In der That,« antwortete der junge Mann, und fiel darauf wieder in sein zerstreutes und eifiges Schweigen zurück.

Kurz darauf mußte er sich wieder herabneigen und Dame Molyse sagte zu ihm: »Habt Ihr je ein hübscheres und aufgeweckteres Mädchen gesehen, als Eure Verlobte? Kann man eine weißere Haut und blonderes Haar haben? Sind nicht ihre Hände vollkommen? Und ist ihr schwanenweißer Hals nicht zum Entzücken?

Wie beneide ich Euch mitunter! Und wie glücklich seid Ihr, daß Ihr ein Mann seid, Ihr kleiner Wildfang! Ist meine Fleur-de-Lys nicht schön zum Anbeten, und seid Ihr nicht sterblich in sie verliebt?»

»Ohne Zweifel,« antwortete er, an etwas ganz Anderes denkend.

»Aber spricht doch mit ihr,« sagte plötzlich Dame Molyse, indem sie ihn bei der Schulter fortsieß, »sagt Ihr doch etwas; Ihr seid ja so blöde geworden.«

Wir können dem Leser versichern, daß Blödigkeit weder die Tugend, noch der Fehler des Capitains war. Er versuchte jedoch zu thun, was man von ihm verlangte.

»Schöne Base,« sagte er, indem er Fleur-de-Lys näher trat, »was ist der Gegenstand dieser Stückeri, an der Ihr da arbeitet?«

»Schöner Vetter,« antwortete Fleur-de-Lys in einem verdrießlichen Tone, »ich habe es Euch schon dreimal gesagt: »es ist Neptuns Grotte.«

Offenbar las Fleur-de-Lys bei weitem heller in den kalten und zerstreuten Mienen des Capitains. Er fühlte die Nothwendigkeit, eine Unterhaltung anzufangen.

»Und wozu diese Neptuns-Arbeit?«

»Für die Abtei St. Antoine de Champs,«  
sagte Fleur-de-Lys, ohne die Augen aufzu-  
schlagen.

Der Hauptmann faßte einen Zipfel der  
Stückerei: »Schöne Base, was ist denn das  
für ein dicker, in einen Fisch verkleideter Gen-  
darne, welcher mit vollen Backen in eine Trom-  
pete bläst?«

»Das ist Triton,« antwortete sie.

In diesen kurzen Worten lag immer noch  
ein verdrießlicher Ton. Der junge Mann begriff,  
daß es unumgänglich nöthig wäre, ihr irgend  
etwas ins Ohr zu flüstern, eine fade oder ga-  
ante Bemerkung, gleich viel, was es sein  
möchte. Er bog sich daher über, aber er konnte  
nichts Zärtlicheres und Innigeres finden als Fol-  
gendes: »Warum trägt Eure Mutter noch im-  
mer einen solchen mit Wappen verzierten Rock,  
wie ihn unsere Großmütter zur Zeit Carls VII.  
trugen? Sagt ihr doch, schöne Base, daß das  
jetzt nicht mehr modern ist, und daß ihre als  
Wappen da hineingestickte Haspe und ihr Lor-  
beerbaum ihr das Ansehen eines ambulanten  
Rauchfanges geben. In der That, man setzt  
sich nicht mehr so auf das Bannerwappen, ich  
schwöre es Euch.«

Fleur-de-Lys hob ihre Augen mit dem

Ausdrucke eines Vorwurfs zu ihm auf und sagte mit leiser Stimme: »Ist das Alles, was Ihr mir schwört?«

Unterdessen sagte die gute Dame Aloyse, ganz entzückt darüber, daß sie Beide so mit einander flüstern sah, und indem sie mit den Klammern ihres Hora-Buches spielte: »Ein ruhrendes Gemälde der Liebe!«

Der Capitain, welcher sich immer besangener fühlte, schlug auf die Stickerei und sagte: »Das ist wahrlich eine reizende Arbeit!«

Bei diesen Worten wagte Colombe de Gaillesfontaine, eine Blondine mit schönem weißen Teint, in blauen Damast gekleidet, schüchtern auch ein Wort zu reden, welches sie an Fleur-de-Lys richtete, in der Hoffnung, daß der hübsche Hauptmann darauf antworten würde. »Meine liebe Gondelaurier, habt Ihr die Stickereien im Schlosse de la Roche-Guyon gesehen?«

»Ist das in dem Palast, in welchem der Garten de la Ringère du Louvre eingeschlossen liegt?« fragte lächelnd Diana von Christeuil, welche schöne Zähne hatte und daher bei jeder Gelegenheit lachte. — »Und worin der dicke, alte Thurm von der alten Pariser Mauer steht?« fügte Amelotte de Montmichel hinzu, eine hübs-



sche, frische Brünnette, welche gewöhnlich seufzte, wie die Andere lachte, ohne zu wissen, warum.

»Meine liebe Colombe,« versetzte Dame Molyse, »meint Ihr das Hôtel, welches unter Carl VI. dem Herrn von Braqueville gehörte? darin sind allerdings köstliche Hautelisse-Tapeten.«

»Carl VI.! der König Carl VI.,« murmelte der junge Hauptmann, indem er seinen Schnurrbart strich; »mein Gott, welcher alten Geschichten sich die gute Frau erinnert!« — Frau von Gondelaurier fuhr fort: »Schöne Tapeten, in der That. Eine so geschätzte Arbeit, daß sie für einzig in ihrer Art gilt!«

In diesem Augenblicke rief Berangere de Champchevrier, ein kleines, siebenjähriges Mädchen, indem sie durch die Kleezüge des Balcons sah: »Ach, seht einmal, schöne Pathin Fleur-de-Lys, die hübsche Tänzerin da auf der Straße, welche mitten unter den Bürgerseuten tanzt und das Tambourin schlägt.«

In der That, man hörte den Schall einer basckischen Trommel.

»Irgend eine Zigeunerin aus Böhmen,« sagte Fleur-de-Lys, indem sie sich nachlässig nach dem Plage umdrehete.

»Laßt uns zusehen!« riefen ihre lebhaften Gefährtinnen, und Alle liefen an den Rand

des Balcons, während Fleur-de-Lys, nachdenkend über die Kälte ihres Verlobten, ihnen langsam folgte, und während dieser, durch diesen Zufall unterstützt, ein Gespräch abbrach, das anfang, ihm lästig zu werden, und in den Hintergrund des Zimmers sich zurückzog, mit der befriedigten Miene eines Soldaten, welcher vom Dienste abgelöst wird. Jedoch war es ein reizender und angenehmer Dienst, der Dienst bei der schönen Fleur-de-Lys, und er war ihm früher selbst in diesem Lichte erschienen; aber der Hauptmann hatte nach und nach allen Geschmack daran verloren; die Aussicht auf die nahe bevorstehende Heirath erkältete ihn von Tage zu Tage immer mehr. Uebrigens hatte er eine unbeständige Gemüthsart und auch einen etwas gemeinen Geschmack. Obgleich von sehr edler Geburt, hatte er unter dem Harnisch mehr als eine Gewohnheit des alten Kriegsmannes angenommen. Die Weinschenke war sein Geschmack, und was darauf zu folgen pflegt. Er fühlte sich nur wohl bei plumper Unterhaltung, militärischen Galanterien, bei leichten Schönheiten und bei leichten Erfolgen. Er hatte jedoch von Haus aus eine gewisse Erziehung und einige Manieren bekommen; aber er war zu jung sein eigener Herr geworden, zu jung in die Garnison



gekommen, und von seinem adligen Anstrich verlor sich täglich mehr bei dem harten Reiben seines Degengehänges. Indem er nur noch wegen eines kleinen Restes menschlicher Achtung Fleur-de-Lys zuweilen besuchte, fühlte er sich bei ihr doppelt befangen; einmal, weil er seine Liebe an Orten aller Art zerstreut und nur wenig für sie zurückbehalten hatte, und dann, weil er mitten unter so steifen, anständigen Damen unaufhörlich fürchtete, sein an Flüche gewöhnter Mund möchte einmal das Gebiß in die Zähne nehmen und ihm mit einem nur für die Weinschenke passenden Worte durchgehen.

Uebrigens verbanden sich bei ihm mit allem diesem große Ansprüche auf Geschmack, auf Toilette und Schönheit. Diese Dinge verbinde man mit einander, so gut man kann. Ich bin nur Geschichtschreiber.

Er hielt sich also seit wenigen Augenblicken, an Etwas oder an Nichts denkend, an das Gefims des Kamins gestützt, als Fleur-de-Lys sich plötzlich umdrehte und an ihn das Wort richtete. Ueberhaupt schmolte das arme Mädchen nur, indem sie ihrem Herzen Zwang anthat.

»Schöner Vetter, habt Ihr mir nicht von einer Zigeunerin erzählt, welche Ihr vor zwei Monaten, indem Ihr die nächtliche Runde mach-

tet, aus den Händen eines Duzend Räuber gerettet habt?»

»Ich glaube, ja, schöne Base,« sagte der Capitain.

»Nun gut!« versetzte sie, »das ist vielleicht die Zigeunerin, welche da unten auf dem Vorhofe tanzt. Kommt und seht einmal zu, ob Ihr sie wieder erkennt, lieber Vetter Phöbus.«

Der Hauptmann Phöbus de Chanteaupers (denn er ist es, den der Leser vom Anfange dieses Kapitels an vor Augen gehabt hat) trat mit langsamen Schritten dem Balcon näher. »Da,« sagte Fleur-de-Lys zu ihm, indem sie zärtlich ihre Hand auf Phöbus Arm legte, »seht einmal die Kleine da an, welche da unten auf dem runden Plaze tanzt. Ist es Eure Zigeunerin?«

Phöbus sah sie an und sagte: »Ja, ich erkenne sie an der Ziege wieder.«

»Ach, in der That, die hübsche Ziege!« sagte Amelotte, indem sie vor Bewunderung in die Hände schlug.

»Sind denn die Hörner von wirklichem Golde?« fragte Berangère.

Ohne sich von ihrem Lehnstuhl zu erheben, nahm Dame Molyse das Wort: »Ist es nicht eine von den Zigeunerinnen, welche vergangenes

Sahr durch das Thor Sibard hereingekommen sind?»

»Liebe Mutter,« sagte Fleur-de-Lys sanft, »dieses Thor heißt jetzt das Höllenthor.«

Das junge Mädchen wußte, wie sehr der Hauptmann durch die verjährten Lebensarten ihrer Mutter aufgebracht wurde. In der That fing er an, zwischen seinen Zähnen zu murmeln: »Thor Sibard! das ist gerade, als ob der König Carl VI. durch dasselbe einziehen sollte!«

»Pathin!« rief Berangère, deren unaufhörlich bewegliche Augen plötzlich nach der Spitze der Thürme von Notre-Dame sich erhoben hatten, »was ist denn das für ein schwarzer Mann da oben?«

Die jungen Mädchen sahen alle in die Höhe. In der That hatte sich ein Mann auf dem höchsten Geländer des nördlichen Thurms, nach dem Grebe-Platz zu, auf seine Ellbogen gestützt. Es war ein Priester. Man unterschied ganz deutlich seinen Anzug und sein auf beide Hände gestütztes Gesicht. Uebrigens rührte er sich nicht mehr als eine Bildsäule. Sein Auge war starr in die Tiefe gerichtet. Es lag darin etwas von der Unbeweglichkeit eines Raubvogels, welcher ein Grasmücken-Nest entdeckt hat und es fortwährend betrachtet.

»Das ist der Herr Archidiaconus von So-  
 fas,« sagte Fleur-de-Lys.

»Ihr habt gute Augen, wenn Ihr ihn von  
 hier erkennt,« bemerkte la Gaillefontaine.

»Wie er die kleine Tänzerin ansieht!« ver-  
 setzte Diana von Christeuil.

»Wehe der Zigeunerin,« sagte Fleur-de-Lys.  
 »Er liebt die Zigeuner nicht. Es ist sehr  
 schade, daß dieser Mensch sie so ansieht, denn  
 sie tanzt wirklich zum Entzücken schön.«

»Schöner Vetter Phöbus,« sagte plötzlich  
 Fleur-de-Lys, »da Ihr diese kleine Zigeunerin  
 kennt, so gebt Ihr doch ein Zeichen, daß sie her-  
 aufkommt, das wird uns unterhalten.«

»Ach ja!« riefen die übrigen jungen Mäd-  
 chen alle, indem sie in die Hände klatschten.

»Aber das ist ein närrischer Einfall,« ant-  
 wortete Phöbus. »Sie hat mich gewiß ganz  
 vergessen und ich weiß nicht einmal ihren Na-  
 men. Jedoch, da Ihr es wünscht, meine jun-  
 gen Damen, so will ich es versuchen,« und in-  
 dem er sich über das Geländer des Balcons  
 hinüberbog, fing er an zu rufen: »Kleine!«

Die Tänzerin schlug in diesem Augenblick  
 ihr Tambourin nicht. Sie drehte ihren Kopf  
 nach der Richtung hin, woher dieser Ruf kam,  
 ihr glänzendes Auge fixirte Phöbus und sie blieb  
 im Tanze plötzlich stehen.

»Kleine!« wiederholte der Hauptmann, und winkte ihr mit dem Finger, zu kommen. Das junge Mädchen sah ihn noch an, dann erröthete sie, als ob eine Flamme ihr in die Wangen getreten wäre, und indem sie ihr Tambourin unter den Arm nahm, ging sie gerade durch die erstaunten Zuschauer hindurch, auf das Haus los, von wo aus Phöbus sie gerufen hatte; mit langsamen Schritten, schwankend und mit dem verstärkten Blicke eines Vogels, welcher dem Zauber einer Schlange nachfolgt.

Einen Augenblick darauf bewegte sich die Tapetenthür und die Zigeunerin erschien auf der Schwelle des Zimmers, ganz roth, verwirrt, außer Athem, die großen Augen niedergeschlagen und ohne einen Schritt weiter zu thun.

Herangere klatschte in die Hände.

Während dessen blieb die Tänzerin unbeweglich auf der Tbürschwelle stehen. Ihre Erscheinung hatte auf die Gruppe der jungen Mädchen eine sonderbare Wirkung hervorgebracht. Gewiß belebte sie alle zusammen ein unklares Verlangen, dem schönen Officier zu gefallen, gewiß war die glänzende Uniform desselben der Brennpunkt aller ihrer Coquetterien, und seitdem er gegenwärtig gewesen war, fand unter ihnen eine gewisse Eifersucht statt, welche sie sich selbst



kaum eingestanden, welche aber nichts desto weniger aus allen ihren Geberden und Worten hervorleuchtete. Jedoch, da sie Alle fast an Schönheit auf gleicher Stufe standen, so kämpften sie mit gleichen Waffen mit einander, und eine Jede konnte hoffen, den Sieg zu erlangen. Die Ankunft der Zigeunerin störte plötzlich dieses Gleichgewicht. Sie war von einer so seltenen Schönheit, daß in dem Augenblicke, wo sie in der Thür des Zimmers erschien, sie eine Art ihr eigenthümlichen Glanzes auszustrahlen schien. In diesem beengten Zimmer, unter dieser düstern Einfassung von Tapeten und Holzgetäfel, war sie unvergleichlich schöner, strahlender, als auf dem öffentlichen Plage. Sie glich einer Fackel, welche in den Schatten helles Licht hineinstrahlt. Die edlen Fräulein waren von ihr wider ihren Willen geblendet. Jede fühlte sich gewissermaßen in ihrer Schönheit verwundet. So veränderte sich ihr Schlachtplan (man verzeihe uns diesen Ausdruck) auf der Stelle, ohne daß sie sich ein Wort davon sagten. Aber sie verstanden sich einander auf eine bewunderungswürdige Art. Die Gefühle der Weiber werden von ihnen weit leichter verstanden und beantwortet, als die Gedanken der Männer unter einander. Es war für sie alle eine Feindin angekommen. Alle



fühlten dies und verbanden sich mit einander. Ein Tropfen Wein ist hinreichend, ein ganzes Glas Wasser zu färben; um eine ganze Gesellschaft von hübschen Frauenzimmern in eine gewisse Stimmung zu versetzen, bedarf es nur der Dazwischenkunft einer hübschern Frau — vorzüglich, wenn sich ein Mann unter ihnen befindet.

Auch erfuhr die Zigeunerin eine ausnehmend kalte Aufnahme. Sie betrachteten sie von oben bis unten, sahen sich darauf einander an und hatten sich einander Alles gesagt, sie hatten sich verstanden. Unterdessen erwartete das junge Mädchen, daß man sie anredete, so bewegt, daß sie noch nicht wagte, die Augen aufzuschlagen.

Der Capitain unterbrach zuerst das Stillschweigen. »Auf mein Wort,« sagte er in seiner unerschrockenen Ueberheit, »das ist ein reizendes Geschöpf! Was meint Ihr dazu, schöne Base?«

Diese Bemerkung, welche ein zartfühlender Bewunderer wenigstens mit leiser Stimme gemacht haben würde, war nicht von der Art, daß sie die Eifersucht der Frauenzimmer vermindern konnte, welche vor der Zigeunerin auf der Lauer standen.

Fleur-de-Lys antwortete dem Capitain in einem affectirten, süßlichen Tone der Nichtachtung: »Nicht übel.«

Die Uebrigen zischelten. Endlich richtete Dame Aloyse, welche nicht weniger eifersüchtig war, weil sie es in der Seele ihrer Tochter war, das Wort an die Tänzerin: »Tritt näher, Kleine.«

»Tritt näher, Kleine!« wiederholte mit komischer Würde Berangère, welche ihr ungefähr bis an die Hüfte reichen möchte.

Die Zigeunerin trat nach der abligen Dame zu vor.

»Schönes Kind,« sagte Phöbus mit Ausdruck, indem er seinerseits ein paar Schritte ihr näher trat, »ich weiß nicht, ob ich das große Glück habe, von Euch wieder erkannt zu werden...«

Sie unterbrach ihn, indem sie ihn anlächelte und einen Blick voll unendlicher Sanftmuth auf ihn richtete: »D ja!« sagte sie.

»Sie hat ein gutes Gedächtniß,« bemerkte Fleur-de-Lys.

»Nun ja,« sagte Phöbus, »Ihr seid mir an jenem Abend schnell entflohen. Etwa, weil Ihr Euch vor mir fürchtet?«

»D nein!« sagte die Zigeunerin.

In dem Tone, womit dieses »o nein!« und vorhin jenes »o ja!« ausgesprochen wurden, lag ein Ausdruck, durch den Fleur-de-Lys sich gekränkt fühlte.

»An Eurer Statt,« fuhr der Hauptmann fort, dessen Zunge sich löste, indem er mit einem gemeinen Mädchen redete, »habt Ihr einen sauerköpfigen, einäugigen und buckligen Schurken zurückgelassen, den Glockenläuter des Bischofs, wie ich glaube. Man hat mir gesagt, er wäre der Bastard eines Bischofs und von Geburt ein Teufel. Er hat einen sonderbaren Namen: er heißt Quatember, Palmsonntag, Fastnacht, oder wie er sonst heißen mag! Kurz, er hat den Namen eines Festes, an welchem geläutet wird! Er nahm es sich also heraus, Euch zu entführen, als ob Ihr für seines Gleichen geschaffen wäret! Das ist stark. Was Teufel wollte denn diese Nachteule von Euch? Sagt doch!«

»Ich weiß es nicht,« antwortete sie.

»Wer begreift die Unverschämtheit! Ein Pulsant will ein Mädchen entführen, wie ein Vicomte! Ein Bauer will in dem Gehege der Edelleute jagen! das ist seltsam. Uebrigens hat er es auch theuer bezahlt. Meister Pierre Torterue ist der rohste Stallknecht, der je einen Schurken gestriegelt hat, und ich kann Euch versichern, wenn es Euch angenehm ist, daß das Fell Eures Läuters ihm ordentlich durch die Hände gegangen ist.«

»Der arme Mensch!« sagte die Zigeunerin,

bei welcher diese Worte die Erinnerung an jene Scene beim Schandpfahle wieder erneuerten.

Der Capitain fing an zu lachen. — »Ei den Henker! da ist das Mitleid eben so schlecht angebracht, als eine Feder an den Schwanz eines Schweines! Ich will ein Dickbauch sein, wie ein Papst, wenn...«

Er blieb in seiner Rede stecken. — »Um Verzeihung, meine Damen, ich glaube, mir ist irgend eine Dummheit entfahren.«

»Pui, mein Herr!« sagte la Gaillefontaine.

Er spricht in seiner Sprache mit diesem Geschöpfe!« fügte mit halblauter Stimme Fleur-de-Lys hinzu, deren Verdruß mit jedem Augenblicke zunahm. Dieser Verdruß verringerte sich nicht, als sie bemerkte, daß der Hauptmann, ganz von der Zigeunerin bezaubert, sich auf den Hacken umbrehte, und mit plumper, soldatischer Galanterie wiederholte: »Ein schönes Mädchen, bei meiner Seele!«

»Die fast wie eine Wilde gekleidet ist,« sagte Diana von Christeuit mit einem Lächeln, das ihre schönen Zähne erblicken ließ.

Diese Bemerkung war ein Lichtstrahl für die Uebrigen. Sie zeigte ihnen die angreifbare Seite der Zigeunerin; da sie nichts auf ihre Schönheit sagen konnten, fielen sie über ihren Anzug her.

»Aber das ist wahr, Kleine,« sagte die Montmichel, »wie hast Du es über Dich gewinnen können, so ohne Hals- und Brusttuch auf den Straßen umherzulaufen?«

»Das ist auch ein gewaltig kurzer Rock,« fügte la Gaillesfontaine hinzu.

»Meine Liebe,« sagte Fleur-de-Lys in einem ziemlich bitteren Tone, »Ihr werdet Euch wohl durch die Gerichtsdiener wollen aufgreifen lassen, wegen Cures goldenen Gürtels.«

»Kleine,« bemerkte die Christeuil mit einem unverföhnlichen Lächeln, »wenn Du anständiger Weise einen Aermel über Deinen Arm gezogen hättest, so würde er weniger von der Sonne verbrannt sein.«

Es war in der That ein Schauspiel, das einen einsichtsvollern Zuschauer, als Phöbus war, verdient hätte, nämlich zu sehen, wie die hübschen Mädchen mit ihren giftigen, gereizten Zungen gleichsam wie Schlangen um die Straßentänzerin sich umherschlichen und wanden; sie wüthten und suchten in ihrem ärmlichen und närrischen Flitterstaate. Unaufhörliches Gelächter, Spottreden, Demüthigungen, Sarkasmen und böshafte Blicke regnete es über sie. Man hätte sie für junge römische Damen halten sollen, welche sich damit ergözten, goldne Nadeln

in den Busen einer schönen Sklavin hineinzubohren. Und was war dies Mädchen vor ihnen, den Töchtern hoher Familien, anders als eine elende, öffentliche Tänzerin? Sie schienen auf ihre Gegenwart keine Rücksicht zu nehmen und sprachen von ihr in ihrer Gegenwart mit lauter Stimme, wie von einem ziemlich unreinlichen, ziemlich verächtlichen und ziemlich hübschen Gegenstande.

Die Zigeunerin blieb bei diesen Nabelstichen nicht unempfindlich. Von Zeit zu Zeit stieg eine Schaamröthe auf ihre Wange, ein Zornblitz flammte in ihren Augen, ein verächtliches Wort schien auf ihren Lippen zu schweben; sie machte oft den ihr eigenthümlichen, verächtlichen Zug; aber sie blieb unbeweglich; sie heftete auf Phöbus einen resignirten, traurigen und sanften Blick. In diesem Blicke lag zugleich Glück und Bärtlichkeit. Sie schien sich zusammenzunehmen, aus Furcht, verjagt zu werden.

Phöbus dagegen lachte und nahm die Parthei der Zigeunerin mit einer Mischung von Zudringlichkeit und Mitleiden. »Laßt sie nur sprechen, Kleine,« sagte er, indem er seine goldenen Sporen erklimren ließ, »allerdings ist Euer Anzug ein wenig ungewöhnlich und wild, aber was thut das bei einem reizenden Mädchen, wie Ihr es seid?«

»Mein Gott!« rief die blonde Gaillefontaine, indem sie ihren Schwanenhals mit einem bitteren Lächeln zurückwarf, »ich sehe, daß die Herrn Bogenschützen leicht Feuer fangen an den hübschen Augen der Zigeunerinnen.«

»Warum nicht?« sagte Phöbus.

Bei dieser Antwort, welche der Capitain nachlässig hinwarf, sängen die jungen Mädchen an zu lachen, aber in Fleur-de-Lys's Augen trat zugleich eine Thräne.

Die Zigeunerin, welche ihren Blick bei Colombens Worten niedergeschlagen hatte, erhob ihn, vor Freude und Stolz strahlend, und heftete ihn von Neuem auf Phöbus. In diesem Augenblicke war sie sehr hübsch.

Die alte Dame, welche diese Scene beobachtete, fühlte sich beleidigt, und begriff doch nicht, wodurch. — »Heilige Jungfrau!« schrie sie plötzlich auf, »was kommt mir denn da zwischen die Beine? Ach, das häßliche Thier!«

Die Ziege war es, welche ihre Gebieterin aufgesucht hatte, und welche, indem sie nach ihr hinein wollte, ihre Hörner in die Schleppe der Dame verwickelt hatte, welche, wenn sie saß, auf ihren Füßen einen ordentlichen Berg bildete. — Dies war eine Diverſion. Die Zigeunerin machte sie los, ohne ein Wort zu sagen.

»Ach! das ist die kleine Ziege mit den goldenen Hörnern!« schrie Berangère, indem sie vor Freuden umhersprang.

Die Zigeunerin kniete nieder, und drückte den Kopf der Ziege gegen ihre Wange. Fast hätte man glauben sollen, sie bäte das Thier um Verzeihung, daß sie es so verlassen hatte.

Unterdessen hatte sich Diana zu Colombe's Dhre geneigt. — »Ach! mein Gott, warum habe ich nicht eher daran gedacht. Es ist die Zigeunerin mit der Ziege. Man sagt, sie sei eine Here, und ihre Ziege mache wunderbare Kunststücke.«

»Nun gut,« sagte Colombe, »die Ziege muß uns auch amüsiren, und uns ein Wunder zeigen.«

Beide wandten sich lebhaft zur Zigeunerin: »Kleine, laß doch Deine Ziege einmal ein Wunder machen.«

»Ich weiß nicht, was Ihr meint,« antwortete die Tänzerin.

»Ein Wunder, eine Zauberei, oder eine Hexerei.«

»Ich verstehe Euch nicht.« Zugleich fing sie wieder an, ihr niedliches Thier zu liebkoosen, indem sie wiederholt rief: »Tschali! Tschali!«

In diesem Augenblicke bemerkte Fleur-de-



Lys ein lebernes, gesticktes Säckchen, welches am Halse der Ziege hing. — »Was ist denn das?« fragte sie die Zigeunerin.

Diese schlug ihre großen Augen auf, und sagte zu ihr mit Ernst: »Das ist mein Geheimniß.«

»Ich möchte wohl wissen, was Dein Geheimniß ist,« dachte Fleur-de-Lys.

Unterdessen war die alte Dame verdrießlich aufgestanden. — »Nun, Zigeunerin, wenn weder Du noch Deine Ziege uns etwas vortanzen kann, was macht Ihr hier drinnen?«

Die Zigeunerin ging, ohne ein Wort zu antworten, langsam auf die Thür zu. Aber je näher sie derselben kam, desto langsamer wurden ihre Schritte. Ein unüberwindlicher Magnet schien sie zurückzuhalten. Plötzlich drehte sie ihre thränenfeuchten Augen nach Phöbus und blieb stehen.

»So wahr Gott lebt!« rief der Hauptmann, »so geht man nicht von dannen. Kommt zurück, und tanzt uns etwas. Aber wie heißt Ihr denn, meine Schöne!«

»Esmeralda,« sagte die Tänzerin, ohne den Blick von ihm wegzuwenden.

Bei diesem seltsamen Namen fingen die jungen Mädchen laut an zu lachen. »Das ist,« sagte Diana, »ein schrecklicher Name für ein Frauenzimmer.«

»Ihr seht wohl,« versetzte Amelotte, »daß sie eine Zauberin ist.«

»Meine Liebe,« sagte feierlich Dame Mloyse, »Eure Aeltern haben diesen Namen für Euch nicht aus dem Taufsteine herausgefischt.«

Unterdessen hatte Berangère, ohne daß man auf sie achtete, die Ziege mit etwas Marzipan in einen Winkel des Zimmers gelockt. Beide waren schnell gute Freundinnen geworden. Das neugierige Kind hatte das am Hals der Ziege hängende Säckchen losgemacht, es geöffnet, und seinen Inhalt auf die Strohmatten des Bodens ausgeleert; es war ein Alphabet, von welchem jeder Buchstabe auf ein kleines Täfelchen von Buchsbaumholz besonders geschrieben war. Kaum lagen diese Tafeln auf dem Boden, als das Kind mit Erstaunen bemerkte, wie die Ziege, zu deren Wundern dies ohne Zweifel gehörte, einzelne Buchstaben mit ihrer vergoldeten Pfote herauszog und sie in eine bestimmte Ordnung legte. Nach wenigen Augenblicken bildete dies ein Wort, zu dessen Zusammensetzung die Ziege geübt zu sein schien, so schnell bildete sie dasselbe, und Berangère rief plötzlich, indem sie die Hände verwunderungsvoll zusammenschlug:

»Liebe Pathin, Fleur-de-Lys, seht doch einmal, was die Ziege eben gemacht hat!«



Diese eilte herbei, und bebt zusammen. Die auf dem Boden zusammgelegten Buchstaben bildeten das Wort:

PHOEBUS.

»Die Ziege hat das geschrieben?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»Ja, Pathin,« antwortete Berangère. Man konnte unmöglich daran zweifeln, das Kind konnte nicht schreiben.

»Das ist das Geheimniß!« dachte Fleur-de-Lys.

Unterdessen eilten bei dem Rufen des Kindes Alle herbei, die Mutter, die jungen Mädchen, die Zigeunerin und der Officier.

Die Zigeunerin sah, was für einen Streich die Ziege ihr gespielt hatte. Sie wurde bald blaß, bald roth, fing an zu zittern wie eine Schuldige vor dem Hauptmann, welcher sie mit einem Lächeln der Zufriedenheit und des Erstaunens betrachtete.

»Phöbus!« zischelten die erstaunten Mädchen; »das ist der Name des Hauptmanns.«

»Ihr habt ein bewundernswürdiges Gedächtniß!« sagte Fleur-de-Lys zur starr gewordenen Zigeunerin. Dann brach sie in ein Schluchzen aus, und stammelte, indem sie im Schmerz das Gesicht mit ihren schönen Händen bedeckte:

»Ach! das ist eine Zauberin!« Und in ihrem Herzen vernahm sie eine noch bitterere Stimme, welche ihr zurief: »das ist eine Nebenbuhlerin.«

Sie fiel in Ohnmacht.

»Meine Tochter! meine Tochter!« schrie die erschrockene Mutter. »Fort mit Dir, höllische Zigeunerin!«

Die Esmeralda raffte in einem Augenblicke die unglücklichen Buchstaben auf, machte ihrer That ein Zeichen, und entfernte sich durch die eine Thür, während man Fleur-de-Lys zur andern hinaustrug.

Der Hauptmann Phöbus, welcher allein zurückgeblieben war, stand zögernd zwischen beiden Thüren; darauf folgte er der Zigeunerin.

## II.

Ein Priester und ein Philosoph sind zweierlei.

Der Priester, welchen die jungen Mädchen oben auf dem nördlichen Thurme bemerkt hatten, nach dem Maße zu hinübergebogen und mit Aufmerksamkeit dem Tanze der Zigeunerin zusehend, war in der That der Archidiaconus Claude Frollo.

Unsere Leser werden die geheimnißvolle Zelle nicht vergessen haben, welche der Archidiaconus sich auf diesem Thurme vorbehalten hatte. Alle

Tage, eine Stunde vor Sonnenuntergang, stieg er die Treppe des Thurms hinauf, und schloß sich in diese Zelle ein, wo er mitunter ganze Nächte zubrachte. An dem heutigen Tage, in dem Augenblicke, wo er gerade vor der niedrigen Thür seines geheimen Zimmers angekommen war, und den künstlichen Schlüssel, den er immer in der an seiner Seite herabhängenden Tasche bei sich trug, ins Schlüsselloch steckte, hörte er plötzlich den Schall eines Tambourins und Castagnetten. Der Schall kam vom Plage des Vorhofs. Die Zelle hatte, wie wir schon bemerkt haben, nur eine Oeffnung, welche auf das Dach der Kirche ging. Claude Frollo hatte schnell den Schlüssel wieder herausgezogen und gleich darauf war er auf der Spitze des Thurms, in der düstern und nachdenkenden Stellung, in welcher ihn die jungen Damen bemerkt hatten.

Er stand da unbeweglich, gleichsam in einen Blick und einen Gedanken versunken. Ganz Paris lag zu seinen Füßen mit seinen tausend Thurmspitzen, mit seinem kreisförmigen Gesichtskreise von sanft ansteigenden Hügeln, mit seinem Ströme, der sich unter den Brücken durchschlängelt, mit seinen Bewohnern, welche auf den Straßen umherwogen, mit seinen Rauchwolken; aber in dieser ganzen Stadt sah der Archidia-

conus nur auf einen einzigen Punkt am Boden, auf den Platz des Vorhofes; in dem ganzen Menschenhaufen nur auf eine Gestalt: die Zigeunerin.

Es wäre schwer gewesen, zu bestimmen, von welcher Natur dieser Blick war, und woher die Flamme kam, welche aus ihm hervorloderte. Es war ein starrer Blick, und doch voll von Unruhe und innerm Aufruhr; und bei der Unbeweglichkeit seines ganzen Körpers, welcher kaum nur auf Augenblicke von einer mechanischen Bewegung ergriffen wurde, wie ein Baum unter dem Winde zittert, an der Steifheit seiner Ellenbogen, welche mehr Stein zu sein schienen, als das Geländer, auf welches sie sich stützten, bei dem gleichsam versteinerten Lächeln, welches sein Gesicht verzerrete, hätte man glauben sollen, es gäbe an Claude Lorraine nichts Lebendiges als die Augen.

Die Zigeunerin tanzte, sie drehte ihr Tambourin auf der Spitze ihres Fingers, und warf es in die Luft, indem sie provençalische Sarabanden \*) aufführte, behend, leicht, lustig, und ohne das Gewicht des furchtbaren Blickes zu

\*) Sarabande, ein Tanz mit eigenthümlichen Wendungen und eigenthümlicher Musik, wie er im südlichen Frankreich national war.



empfinden, welcher senkrecht auf ihren Kopf herabfiel.

Die Menschen drängten sich um sie her; von Zeit zu Zeit ließ ein Mensch, der mit einem gelben und rothen Oberkleide ausgestattet war, den Kreis schließen, setzte sich dann wenige Schritte von der Tänzerin entfernt auf einen Stuhl, und nahm den Kopf der Ziege zwischen seine Knie. Dieser Mensch schien der Begleiter der Zigeunerin zu sein. Claude Frollo konnte von dem hohen Punkte, wo er sich befand, seine Züge nicht unterscheiden.

Von dem Augenblicke an, wo der Archidiaconus den Unbekannten bemerkt hatte, schien sich seine Aufmerksamkeit zwischen der Tänzerin und ihm zu theilen, und sein Gesicht wurde immer düsterer. Plötzlich drehte er sich um, ein Zittern ging durch seinen ganzen Körper. — »Was ist das für ein Mensch?« murmelte er zwischen seinen Zähnen; »ich hatte sie doch immer allein gesehen!«

Darauf verschwand er unter der gewölbten Decke der Wendeltreppe und stieg wieder herab. Indem er vor der halb offenen Thür der Läuterwohnung vorbeiging, sah er etwas, das ihn stutzig machte; er sah Quasimodo, welcher über eine Oeffnung der Schalllöcher, welche unge-

heuern Saloufien glichen, sich hinüberbog, und eben so, wie er, in den Platz hinabsah. Er war in ein so tiefes Anschauen versunken, daß er das Vorübergehen seines Adoptiv-Vaters nicht bemerkte. Sein wildes Auge hatte einen eigenthümlichen Ausdruck: es war ein entzückter und sanfter Blick. — »Das ist seltsam,« murmelte Glaube. »Sollte er auch die Zigeunerin betrachten?« — Er stieg weiter hinab. Nach wenigen Minuten trat der bekümmerte Archidiaconus durch die Pforte unter dem Thurm auf den Platz hinaus.

»Wo ist denn die Zigeunerin geblieben?« sagte er, indem er sich unter eine Gruppe von den durch das Tambourin herbeigelockten Zuschauern mischte.

»Ich weiß es nicht,« antwortete einer seiner Nachbarn; »so eben ist sie verschwunden. Ich glaube, sie ist in eins von jenen Häusern, woher man sie gerufen hat, gegangen, um einige Sandango's zu tanzen.«

Statt der Zigeunerin sah der Archidiaconus auf demselben Teppich, dessen Arabesken noch eben unter den Bewegungen der Tänzerin bald verschwanden, bald wieder zum Vorschein kamen, nur noch den roth- und gelbgekleideten Menschen, der, um auch einige Heller zu ver-

dienen, im Kreise umherging, die Arme in die Seite gestemmt, mit zurückgebogenem Kopfe, rothem Gesichte, ausgestrecktem Halse, mit einem Stuhle zwischen den Zähnen. Auf diesen Stuhl hatte er eine Kage festgebunden, welche eine Nachbarin hergesehen hatte, und welche jämmerlich schrie.

»Notre-Dame!« rief der Archidiaconus in dem Augenblicke, wo der Gaukler, dicke Tropfen schwitzend, vor ihm mit seiner Stuhl- und Kagen-Pyramide vorbeikam, »was macht denn da Meister Peter Gringoire?«

Die ernste Stimme des Archidiaconus brachte bei dem armen Teufel einen solchen Schreck hervor, daß er bei seinem Balanciren das Gleichgewicht verlor, und daß der Stuhl und die Kage den Umstehenden auf den Kopf fielen, mitten unter einer allgemeinen Verhöhnung.

Wahrscheinlich hätte Peter Gringoire (denn er war es allerdings) eine fatale Abrechnung mit der Nachbarin wegen der Kage und mit allen verletzten und gerügten Gesichtern der Umstehenden halten müssen, wenn er sich nicht beeilt hätte, die Verwirrung zu benutzen, um in die Kirche zu entfliehen, wo Claude Frollo ihn durch ein gegebenes Zeichen hineinwinkte.

Die Kirche war schon finster und öde; die

Nebenschiffe derselben waren schon in Nacht gehüllt, und die Lampen der Kapellen singen schon an, in den dunkeln Gewölben als Sterne zu glänzen. Nur die große Einsekröse der Vorderseite, durch deren tausend Farben ein horizontaler Sonnenstrahl hindurchdrang, glänzte im Schatten wie ein Stern von Diamanten und warf auf das andere Ende der Kirche ihren blendenden Widerschein.

Als sie einige Schritte gethan hatten, lehnte sich Don Claude an einen Pfeiler und sah Gringoire starr an. Jedoch fürchtete Gringoire diesen Blick gerade nicht, indem er sich schämte, vor einer so würdigen und gelehrten Person in diesem Tänzer-Costüm überrascht zu sein. Der Blick des Priesters hatte nichts Spöttisches und Ironisches; er war ernst, ruhig und durchdringend. Der Archidiaconus brach das Schweigen zuerst.

»Kommt her, Meister Peter, Ihr sollt mir über viele Dinge Euch erklären. Zuerst, wie kommt es, daß man seit beinahe zwei Monaten Euch nicht gesehen hat, und daß man Euch auf den Kreuzwegen, in einem so schönen Aufzuge, wahrhaftig! halb gelb und roth, wie einen Apfel von Caudebec, wiederfindet?«

»Gestrenger Herr,« sagte Gringoire mit



flüchtiger Miene, es ist in der That ein wunderbarer Anzug, und Ihr seht mich darüber weit beschämter, als eine Kaze, der man einen Glaschen-Kürbiß auf den Kopf gesetzt hat. Ich habe sehr übel daran gethan, ich fühle es, daß ich die Herren Gerichtsdiener der Gefahr aussehe, unter diesem Kleide die Schulter eines pythagoräischen Philosophen zu schlagen. Aber, was meint Ihr, mein verehrungswürdiger Lehrmeister? die Schuld davon liegt an meinem alten Wamms, welches mich mitten im Winter feiger Weise im Stiche gelassen hat, unter dem Vorwande, daß es ganz in Lumpen zerfiel, und deshalb sich nothwendig in dem Korbe des Lumpensammlers zur Ruhe begeben müßte. Was sollte ich anfangen? Die Civilisation ist noch nicht auf den Punkt gestiegen, daß man ganz nackt gehen könnte, wie der alte Diogenes es wünschte. Nehmt dazu, daß ein sehr kalter Wind blies, und daß man nicht im Monat Januar mit Erfolg diesen neuen Schritt auf der Bahn der Humanität unternehmen kann. Da bot sich mir dieser Ueberrock dar, ich nahm ihn, und habe meinen alten schwarzen Kittel zurückgelassen, welcher für einen Hermetiker \*) gar

\*) Hermetiker hießen die Alchymisten im Mittelalter vom Hermes Trismegistus, der in ihrer vorgeblichen Kunst eine große Rolle spielte.

zu wenig hermetisch verschlossen war. Darum seht Ihr mich im Schauspielergewande, wie den heiligen Genest. Es ist nur eine Verkleidung. Apollo hat auch einmal die Schafe gehütet beim Admet.«

»Ihr treibt da ein schönes Gewerbe!« versetzte der Archidiaconus.

»Ich räume ein, lieber Lehrmeister, daß es besser ist, zu philosophiren und zu poetisiren, die Flamme im Ofen anzublafen, oder sie vom Himmel zu empfangen, als Käsen auf dem Straßenspflaster umherzutragen. Als Ihr mich anredetet, war ich auch so dumm wie ein Esel vor einem Bratenwender. Aber was meint Ihr, Herr? ich muß alle Tage was zu leben haben, und die schönsten Alexandriner sind unter dem Zahne noch kein Stück Käse von Brie werth. Nun habe ich für die Prinzessin Margarethe von Flandern das berühmte Epithalamium gemacht, wie Ihr wißt, und die Stadt bezahlt mir es nicht, unter dem Vorwande, es tauge nicht viel, als ob man für vier Thaler eine Sophokläische Tragödie liefern könnte. Ich war also im Begriff Hungers zu sterben. Glücklicherweise fühlte ich mich ein wenig stark in Hinsicht meiner Kinnbacken, und ich sagte zu ihnen: »Geht hin, und zeigt Kunststücke im Balangiren; ernährt Euch



selbst. Ein Haufen von Bettlern, welche meine besten Freunde geworden sind, zeigten mir zwanzig herculische Kunststücke, und jetzt gebe ich alle Abend meinen Zähnen das Brot, welches sie den Tag über im Schweiße meines Angesichts verdient haben. Bei allem diesem, concedo, räume ich ein, daß dies bei meinen geistigen Fähigkeiten ein trauriges Geschäft ist, und daß der Mensch nicht auf der Welt ist, um seine Tage mit Trommeln und in die Stühle beißen hinzubringen. Aber, ehrwürdiger Lehrer, es ist nicht genug, daß man sein Leben hinbringt, man muß auch seinen Lebensunterhalt erwerben.«

Don Claude hörte stillschweigend zu. Plötzlich nahm sein eingesunkenes Auge einen solchen durchbringenden Ausdruck an, daß Gringoire diesen Blick bis in das Innerste seiner Seele dringen fühlte.

»Sehr gut, Meister Peter; aber wie kommt es, daß Ihr jetzt immer in der Gesellschaft dieser Zigeuner-Tänzerin zu finden seid?«

»Meiner Frau!« sagte Gringoire, »das kommt daher, weil sie mein Weib ist, und ich ihr Mann bin.«

Das düstere Auge des Priesters entflammte sich. »Hättest Du das gethan, Glender?« schrie er, indem er wüthend Gringoire's Arm ergriff;

»wärest Du so von Gott verlassen gewesen, Deine Hand an dieses Mädchen zu legen?«

»Auf meinen Antheil am Paradiese, gestrenger Herr,« antwortete Gringoire, an allen Gliedern zitternd, »ich schwöre Euch, daß ich sie nicht berührt habe, wenn Euch das beunruhigt.«

»Aber was sprichst Du denn von Mann und Frau?« sagte der Priester.

Gringoire beeilte sich, ihm so kurz als möglich zu erzählen, was der Leser schon weiß, sein Abenteuer im Wunderhose und seine Hochzeit beim zerbrochenen Krüge. Uebrigens schien diese Heirath noch kein Resultat gehabt zu haben, und jeden Abend entfernte ihn die Zigeunerin vor seiner Hochzeitsnacht, wie am ersten Tage. »Das ist ärgerlich,« sagte er schließlich, »aber das, kommt davon, daß ich das Unglück gehabt habe, eine Jungfrau zu heirathen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte der Archidiaconus, welcher sich nach und nach bei dieser Erzählung wieder beruhigt hatte.

»Es ist ziemlich schwer zu erklären,« antwortete der Dichter. »Es ist ein Aberglaube. Meine Frau ist, wie mir ein alter Trunkenbold, der bei uns zu Lande Herzog von Aegypten heißt, gesagt hat, ein gefundenes oder verlorne Kind, was wohl dasselbe ist. Sie trägt am



Halte ein Amulet, welches, wie man mir versicherte, sie einst ihre Aeltern wird wiederfinden lassen, aber welches seine Kraft verlieren würde, wenn sie ihre Tugend verlöre. Daraus folgt, daß wir alle beide recht tugendhaft bleiben.«

»Also,« versetzte Claude, dessen Stirn sich immer mehr erheiterte, »also glaubt Ihr, Meister Peter, daß diesem Geschöpfe noch kein Mann, zu nahe gekommen ist?«

»Was meint Ihr, Don Claude, was sollte ein Mann einer abergläubischen Vorstellung anhaben können? Das hat sie einmal im Kopfe. Gewiß ist diese Nonnenspredigkeit, welche mitten unter den leicht zu besiegenden Zigeunermädchen so behauptet wird, eine Seltenheit. Aber sie hat drei Dinge, um sich zu beschützen: den Herzog von Aegypten, welcher sie unter seinen Schutz genommen hat, und vielleicht darauf rechnet, sie einmal an einen feisten Abt zu verhandeln; ihre ganze Volkszunft, welche sie ganz besonders wie eine heilige Jungfrau verehrt, und einen kleinen Dolch, den die Schurkin immer bei sich in einem Versteck trägt, allen Drudonnanzen des Profos zum Troste, und welcher gleich in ihren Händen ist, wenn man sie umarmen will. Es ist eine stolze Wespe. Geht mir doch mit ihr!«

Der Archidiaconus preste von Gringoire noch mehr heraus.

Die Esmeralda war nach Gringoire's Urtheil ein harmloses, reizendes und bis auf den ihr eigenthümlichen Zug hübsches Geschöpf; ein natürliches, leidenschaftliches Mädchen, mit Allem unbekannt und für Alles schwärmerisch begeistert, das selbst nicht im Traum den Unterschied zwischen Weib und Mann kannte; vorzüglich in Tanzen, Geräusch und freie Luft närrisch verliebt; eine Art von weiblicher Biene, welche unsichtbare Flügel an den Füßen hatte und immer im Wirbel dahin lebte. Sie verdankte dieses dem umherirrenden Leben, welches sie immer geführt hatte. Gringoire hatte in Erfahrung gebracht, daß sie noch als Kind Spanien und Catalonien, sogar Sicilien durchreist hätte; er glaubte sogar, daß sie mit der Karavane von Zigeunern, zu denen sie gehörte, ins Königreich Algier weggeführt sei, einem in Achaja liegenden Lande, welches letztere (Achaja) von der einen Seite an Klein-Albanien und Griechenland, von der andern an das sicilianische Meer gränzt, welches der Weg nach Constantinopel ist. Die Zigeuner, erzählte Gringoire, wären Vasallen des Königs von Algier, des Oberhauptes der weißen Mauren. Gewiß war es übriz-



gens, daß die Esmeralda noch sehr jung über Ungarn nach Frankreich gekommen wäre. Aus allen diesen Ländern hätte das junge Mädchen Eigenthümlichkeiten in ihrer Sprache, in ihrem Gesange und in fremden Ideen mitgebracht, welche ihrer Sprache denselben seltsamen Anstrich gäben, welche ihre halb parisische, halb afrikanische Tracht hätte. Uebrigens würde sie von dem Volke in den Quartieren, welche sie besuchte, gern gesehen wegen ihrer Fröhlichkeit, ihres artigen, lebendigen Wesens und wegen ihrer Gesänge und Tänze. In der ganzen Stadt glaubte sie nur von zwei Personen gehaßt zu sein, von welchen sie oft mit Schrecken spräche: von der Büßenden im Thurm Roland, einer alten, groben, eingemauerten Person, welche, Gott wüßte warum, einen Groll auf die Zigeunerinnen hätte, und die arme Tänzerin verfluchte, so oft sie vor ihrer Luke vorbeikäme, und vor einem Priester, welcher ihr nie begegnete, ohne ihr furchtbare Blicke zuzuwerfen und schreckliche Worte zuzurufen. Dieser letzte Umstand brachte den Archidiaconus in Verwirrung, ohne daß Gringoire es gerade bemerkte; so kurzer Zeit hatte es bedurft, um bei dem unbekümmerten Dichter die einzelnen Umstände dieses Abends in Vergessenheit zu bringen, wo er der Aegypterin

begegnet war. — Uebrigens fürchtete die kleine Tänzerin nichts, wie Gringoire weiter berichtete; sie sagte nie wahr, was sie vor dem Prozesse der Zauberei schützte, womit man oft gegen die Zigeunerinnen verfuhr. Ueberhaupt ertrug der Philosoph sehr geduldig diese Art von platonischer Ehe. Er hatte doch immer ein Nachtlager und sein Brot. Jeden Morgen zog er aus dem Gaunerviertel aus, gewöhnlich mit der Zigeunerin; er war ihr behülflich, auf den Kreuzwegen ihre Heller und Weißpfennige einzusammeln; jeden Abend kehrte er mit ihr unter das nämliche Dach zurück, ließ sie sich in ihrem Kämmerchen einriegeln und schlief den Schlaf des Gerechten. Eine, bei Lichte besehen, sehr angenehme Existenz, wie er sagte, und dem Nachdenken sehr förderlich. Und dann war, auf Seele und Gewissen, der Philosoph dessen nicht recht gewiß, ob er in die Zigeunerin sterblich verliebt wäre. Er liebte beinahe eben so sehr ihre Ziege. Dies wäre ein allerliebste, sanftes, gelehriges, geistvolles Thier, eine gelehrte Ziege. — Nichts war im Mittelalter gewöhnlicher als solche gelehrte Thiere, über die man sich außerordentlich wunderte, und die gewöhnlich Diejenigen, von welchen sie abgerichtet waren, auf den Scheiterhaufen brachten. Jedoch waren die Hexereien der Ziege mit



den vergoldeten Pfoten ganz unschuldige Stücke. Gringoire erklärte sie dem Archidiaconus, welchen diese einzelnen Umstände lebhaft zu interessieren schienen. In den meisten Fällen brauchte man ihr nur das Tambourin auf diese oder jene Weise hinzuhalten, um das gewünschte Resultat von ihr zu erlangen. Sie war dazu von der Zigeunerin abgerichtet worden, welche zu solchen Dingen ein so seltenes Talent besaß, daß sie in dem kurzen Zeitraume der Ziege beigebracht hatte, das Wort Phöbus aus beweglichen Buchstaben zurecht zu legen.

»Phöbus!« sagte der Priester; »warum Phöbus?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete Gringoire. »Vielleicht legt sie diesem Worte eine geheime, übernatürliche Kraft bei. Sie wiederholt es oft mit halblauter Stimme, wenn sie allein zu sein glaubt.«

»Seid Ihr dessen gewiß,« erwiederte Claude mit seinem durchdringenden Blicke, »daß es nur ein Wort und kein Name ist?«

»Wessen Name?« sagte der Dichter.

»Was weiß ichs?« versetzte der Priester.

»Hört, wie ich mir's denke, Herr. Die Zigeuner sind ein wenig abgöttisch und beten die Sonne an. Daher Phöbus.«

»Das scheint mir nicht so einleuchtend als Euch, Meister Peter.«

»Uebrigens macht das nichts aus. Möge sie ihren Phöbus nach Belieben für sich murmeln. Gewiß ist, daß Dschali mich beinahe eben so sehr liebt als sie.«

»Was ist das für eine Dschali?«

»Es ist die Ziege.«

Der Archidiaconus legte seine Hand an sein Kinn und schien einen Augenblick nachzudenken. Plötzlich drehte er sich rasch nach Gringoire um. — »Und Du schwörst es mir zu, daß Du sie noch nicht berührt hast?«

»Wen?« sagte Gringoire; »die Ziege?«

»Nein, dieses Weib?«

»Mein Weib? Ich schwöre es Euch, daß es noch nie der Fall war.«

»Und Du bist oft allein mit ihr?«

»Alle Abend eine gute Stunde lang.«

Don Claude runzelte die Augenbraunen. —

»O! O! Solus cum sola non cogitabuntur orare Pater noster.«

»Auf meine Seele, ich könnte das Pater und das Ave Maria und das Credo in Deum patrem omnipotentem beten, ohne daß sie sich mehr um mich bekümmern würde, als ein Huhn um eine Kirche.«

»Schwöre mir bei dem Leibe Deiner Mutter,« wiederholte der Archidiaconus mit Hefigkeit, »daß Du dieses Geschöpf noch nicht mit einer Fingerspitze berührt hast.«

»Ich würde es auch bei dem Kopfe meines Vaters schwören können. Aber, mein verehrungswürdiger Lehrer, erlaubt mir nun auch eine Frage.«

»Redet!«

»Was geht das Euch an?«

Die bleiche Gestalt des Archidiaconus wurde roth wie die Wange eines jungen Mädchens. Er antwortete eine Weile gar nicht und endlich mit sichtbarer Verlegenheit:

»Hört mich an, Meister Peter Gringoire. Ihr seid noch nicht ewig verdammt wie ich weiß. Ich nehme Theil an Euch und will Euch wohl. Nun würde Euch die mindeste Berührung dieser dämonischen Zigeunerin zu einem Vasallen des Teufels machen. Ihr wißt, daß es immer der Körper ist, welcher die Seele ins Verderben stürzt. Wehe Euch, wenn Ihr Euch diesem Frauenzimmer nähert. Das ist Alles.«

»Ich habe es einmal versucht,« sagte Gringoire, indem er sich hinter den Ohren kratzte; »aber ich habe mich gestochen.«

»Ihr habt diese Frechheit gehabt,« Meister

Peter?« Und die Stirn des Priesters verblütherte sich.

»Ein ander Mal,« fuhr der Dichter lächelnd fort, »habe ich, ehe ich mich zu Bette legte, durch das Schlüsseloch gesehen, und habe wohl das köstliche Weib im Hemde gesehen, das jemals den Gurt eines Bettes unter ihrem nackten Füßchen hat freisich lassen.«

»Geh zum Teufel!« schrie der Priester mit einem schrecklichen Blicke, und indem er den verwunderten Gringoire bei den Schultern fortstieß, verschwand er mit großen Schritten unter den dunkelsten Säulenhallen der Kirche.

### III.

#### Die Glocken.

Seit dem Morgen beim Schandpfahle hatten die Nachbarn von Notre-Dame zu bemerken geglaubt, daß die Läuterwuth Quasimodo's sehr abgefühlt war. Vorher gab es Geläute zu allen Zeiten, lange Morgenständchen, welche von den Vemien bis zu den Completen <sup>1)</sup> dauerten, Geläute mit der großen Glocke zu einem Hochamte, reiche Tonleitergänge auf den kleinen

1) Die Complete war die letzte der canonischen Hören, welche nach der Vesper gehalten wurde.



Glocken bei einer Hochzeit oder Taufe. Die alte Kirche, ganz von Schwingungen erzitternd und tönend, befand sich in einer immerwährenden Glockenfreude. Man empfand hier immer die Gegenwart eines lärmenden und eigensinnigen Geistes, welcher durch alle diese ehernen Zungen sang. Jetzt schien dieser Geist verschwunden zu sein, die große Kirche schien jetzt öde zu sein und gern das Stillschweigen zu beobachten; die Feste und Beerdigungen hatten ihr einfaches Geläute, trocken und nackt, wie das Ritual es forderte, und nichts mehr; von dem doppelten Lärm, welchen eine Kirche macht, von der Orgel im Innern und den Glocken nach außen, war nur die Orgel übrig geblieben. Man konnte behaupten, es sei nichts Musikalisches mehr in den Glocken. Dennoch war Quasimodo noch immer da; was war also mit ihm vorgegangen? Dauerte die Schmach und die Verzweiflung vom Schandpfahl noch im Innern seines Herzens fort? dröhnten etwa noch die Geißelhiebe des Henkers unaufhörlich in seiner Seele wieder? und hatte der traurige Gedanke an eine solche Behandlung Alles in ihm, sogar seine Leidenschaft für die Glocken erlöschet? Oder hatte vielmehr Marie in dem Herzen des Pulstanten von Notre-Dame eine Nebenbuhlerin, und

wurde die große Glocke mit ihren 14 Schwestern vernachlässigt über etwas Liebenswürdigeres und Schöneres?

In diesem merkwürdigen Jahre 1482 fiel das Fest der Verkündigung gerade auf den 25sten März. An diesem Tage war die Luft so hell und rein, daß Quasimodo wieder einige Liebe zu seinen Glocken in sich erwachen fühlte. Er stieg daher auf den nördlichen Thurm hinauf, während unten der Kirchendiener alle breiten Thore der Kirche öffnete, welche damals aus ungeheuren, mit Kupfer beschlagenen Thürflügeln bestanden.

Als Quasimodo in die oberste Glockenstube gekommen war, betrachtete er die sechs Glocken mit einem betrübten Achselzucken, als ob er über etwas Fremdartiges seufzte, welches sich zwischen sie und sein Herz gestellt hätte. Aber als er sie in Schwung kommen sah, als er diese zitternde Octave auf dieser Tonleiter auf und absteigen sah (denn hören konnte er es nicht), wie einen Vogel, der von Zweig zu Zweig hüpfte, als der musikalische Dämon sich seiner wieder bemächtigt hatte, da wurde er wieder glücklich, da vergaß er Alles, und sein sich erweiterndes Herz strahlte auf seinem Gesichte wieder.

Er ging und kam, er schlug in die Hände,



er lief von einem Seile zum andern, er ermunterte die 6 Sängerinnen mit der Stimme und mit Geberden wie ein Orchester-Dirigent, welcher verständige Musiker anspricht.

»Nur zu,« sagte er, »Gabriele, ströme deinen ganzen Lärm iber den Platz aus, es ist heute Festtag. — Thibault, keine Faulheit, du wirst träge, bist du etwa eingerostet, du Faulenzer? — So ist's gut! Schnell! Man darf den Klöppel nicht sehen. — Das ist brav, Thibault! — Wilhelm! Wilhelm! du bist der größte und Pasquier ist der kleinste, und Pasquier geht am besten. Wir wollen wetten, daß die Zuhörer ihn besser hören als dich. — Gut! Gut! meine Gabriele! noch stärker! — He! was macht ihr denn da oben, ihr beiden Spae? ich sehe ja nicht, daß ihr etwas von euch hören lat. — Was ist das mit den kupfernen Schnäbeln, die aussehen als ob sie gahnten, wo sie singen sollten? Frisch gearbeitet! Es ist Verkündigung. Es ist schöner Sonnenschein, da muß es auch gutes Geläute geben. — Armer Wilhelm! bist du denn so ganz außer Athem, mein dicker Bursche?«

Er war ganz und gar damit beschäftigt, seine Glocken anzuspornen, welche alle sechs um die Wette tanzten und ihre glänzenden Kuppeln

wie ein geräuschvolles Gespann spanischer Maulesel schüttelten, welche durch die Anreden des Treibers hier und dort angespornt werden.

Plötzlich, als er seinen Blick zwischen die breiten Schiefereschuppen hindurchfallen ließ, welche die senkrechte Mauer des Thurmes bis zu einer gewissen Höhe bedecken, sah er auf dem Plage ein sonderbar gekleidetes Mädchen, welches stehen blieb und auf der Erde einen Teppich ausbreitete, auf welchen eine kleine Ziege sich niederlegte, und eine Gruppe von Zuschauern, welche sich im Kreise um sie aufstellten. Dieser Anblick veränderte plötzlich den Gang seiner Ideen und verwichte seine musikalische Begeisterung mit einemmale. Er blieb stehen, drehte dem Geläute den Rücken zu und setzte sich hinter dem mit Schiefer beschlagenen Wetterdache nieder, indem er auf die Tänzerin denselben träumerischen, zärtlichen und milden Blick heftete, welcher den Archidiaconus schon einmal in Erstaunen versetzt hatte. Unterdessen verstummten die vergessenen Glocken plötzlich auf einmal, zum großen Mißvergnügen der Liebhaber des Geläutes, welche dem Geläute jenseits des Pont-au-Change zugehört hatten, und erstaunt von dannen gingen wie ein Hund, dem man einen Knochen gewiesen hat und dem man einen Stein gibt.



## IV.

## A N A T K H.

An einem schönen Morgen desselben Märzmonats, ich glaube, es war am Tage des heiligen Eustache, an einem Sonnabend, bemerkte zufällig unser Freund, der Schüler Johann Frollo du Moulin, indem er sich ankleidete, daß die Tasche, welche seinen Geldbeutel enthielt, keinen Metallklang von sich gab. »Arme Börse!« sagte er, indem er sie aus seiner Tasche herauszog, »wie! nicht ein Pariser Heller mehr darin? Wie haben die Würfel, die Bierkannen und Venus dich ausgebeutelt! Wie bist du so leer, so runzlicht und kraftlos! Du gleichst dem Halse einer Furie! Ich bitte Euch, Herr Cicero und Herr Seneca, deren Exemplare ich da allein auf dem Tische liegen sehe, was hilft es mir, besser als ein Münzgeneral oder ein Jude von der Wechsler-Brücke zu wissen, daß ein goldener Kronthaler 35 Unzen, jede von 25 Sous und 8 Hellern, und ein Kreuzthaler 36 Unzen von 26 Sous und 6 Hellern Tournois werth ist, wenn ich nicht einen erbärmlichen schwarzen Heller habe, um ihn auf den Pafch von 6 wagen zu können. O Consul Cicero! das ist keine Calamität, aus der man sich durch Umschreibungen oder durch Quemadmodum's und Verum-enim-vero's rettet!«



Er kleidete sich traurig an. Ein Gedanke war ihm eingefallen, indem er seine Schuh zuschnallte; aber er wies ihn zuerst von sich; jedoch kam er wieder zurück, und er zog seine Weste verkehrt an, ein offenbares Zeichen eines gewaltsamen, innern Kampfes. Endlich warf er seine Mütze zur Erde und rief: »Desto schlimmer! Es mag kommen wie es wolle! Ich will zu meinem Bruder gehen! Da werde ich eine Strafpredigt, aber auch einen Thaler erwischen!« Darauf zog er schleunigst seinen Ueberrock mit Pelzausschlägen an, raffte seine Mütze vom Boden auf und ging ganz wie ein Verzweifelter von dannen.

Er ging die Straße de la Harpe nach der Cité hinab. Indem er vor der Straße de la Huchette vorbeiging, drang der Geruch der bewunderungswürdigen Bratspieße, welche sich dort beständig drehten, in seine Nase, und er warf einen verliebten Blick in diesen Riesen-Bratofen hinein, welcher einst dem Seiler Calatagirone den pathetischen Ausruf entlockte: »Veramente, queste rotisserie sono cosa stupenda!« <sup>1)</sup>

Aber Johann besaß nichts, wofür er früh-

<sup>1)</sup> „Wahrhaftig, diese Bratöfen sind eine staunenswerthe Sache!“



fücken konnte, und er ging mit einem tiefen Seufzer unter dem Thore des kleinen Chatelet durch, diesem ungeheuren Doppel-Kleeblatte von massiven Thürmen, welches den Eingang in die Cité bewachte.

Er nahm sich nicht einmal so viel Zeit, um, wie es Gebrauch war, einen Stein im Vorbeigehen auf die Statue des elenden Perinet Leclerc zu werfen, welcher unter Carl VI. Paris an die Engländer verrathen hatte, ein Verbrechen, welches sein Bildniß, mit von Steinen zerschmettertem und mit Koth beschmiertem Gesichte, 300 Jahre hindurch im Winkel der Straßen de la Harpe und Buffy wie an einem ewigen Schandpfahle hat büßen müssen.

Als er über Petit-Pont gegangen und durch die neue St. Genovevenstraße gewandert war, befand sich Johann von Molendinos vor Notre-Dame. Darauf wurde er wieder unentschlossen und spazirte einige Augenblicke um die Statue des Herrn Legris herum, indem er angstvoll für sich wiederholte: »Die Predigt ist sicher, der Thaler zweifelhaft!«

Er hielt einen Pedellen auf, welcher aus dem Kloster trat. — »Wo ist der Herr Archidiaconus von Tosas?«

»Ich glaube, er ist in seinem Thurmzim-

mer,« sagte der Pöbel, »und ich rathe Euch nicht, ihn dort zu stören, wenn Ihr nicht etwa von Seiten des Papstes oder des Königs zu ihm kommt.«

Johann schlug in die Hände. — »Ei Teufel! das ist ja eine prächtige Gelegenheit, um dieses verrufene Zaubergemach einmal zu sehen!« — Durch diesen Gedanken bestimmt, trat er schnell in die kleine, dunkle Thür, und fing an, die St. Gilles-Treppe <sup>2)</sup> hinaufzusteigen, welche zu den obern Stockwerken des Thurms führte. — »Ich will es sehen!« sagte er unterwegs. »Es muß doch eine merkwürdige Sache sein mit dieser Zelle, welche mein ehrwürdiger Bruder mehr verbirgt als sein Pudendum! Man sagt, er heiße dort eine Höllenküche und suche dort bei starkem Feuer den Stein der Weisen! Bei Gott! ich kümmere mich um den Stein der Weisen weniger als um einen Kiesel, und ich möchte lieber auf seinem Ofen einen Oster-Eierkuchen mit Speck finden, als den größten Stein der Weisen von der Welt.«

Als er auf der Galerie der kleinen Säulen

<sup>2)</sup> Vis Saint-Gilles sind eine Art hängender Wendeltreppen ohne Spindel, die von dem Kloster St. Gilles in Languebec, wo die erste dieser Art in Frankreich gebaut sein soll, ihren Namen haben.



angekommen war, erholte er sich einen Augenblick und stuchte eine unendliche Menge von Teufeln auf die kein Ende nehmende Treppe herab, dann stieg er weiter hinauf, durch die enge Thüre des nördlichen Thurmes, welche jetzt dem Publikum untersagt ist. Einige Augenblicke, nachdem er vor der Glockenstube vorbeigekommen war, traf er auf eine versteckte Thür, welche in einer Seitenvertiefung angebracht war und an welcher er ein ungeheures Schloß und einen mächtigen Eisenbeschlag bemerkte.

»Uf!« sagte der Schüler; »hier ist's gewiß.« Der Schlüssel stak im Schlosse. Die Thür war nur angelehnt; er machte sie leise auf und steckte seinen Kopf durch die Oeffnung.

Der geneigte Leser wird wohl schon einmal das bewunderungswürdige Werk Rembrandt's, dieses Shakespeare's in der Malerei, durchblättern haben. Unter so vielen wundervollen Zeichnungen ist besonders ein rabirtes Kupfer, welches, wie man vermuthet, den Doctor Faust vorstellt, und das man nicht betrachten kann, ohne geblendet zu werden. Es ist ein dunkles Gemach; in der Mitte steht ein mit scheußlichen Gegenständen belasteter Tisch: Todtenköpfe, Himmelskugeln, Retorten, Kompassse, hieroglyphische Pergamente. Der Doctor befindet sich vor die-

sem Tische, in seinen großen Ueberrock gehüllt und den Kopf mit seiner Pelzmütze bedeckt. Man sieht nur die Hälfte seines Körpers. Er ist aus seinem ungeheuren Lehnstuhle halb aufgestanden, seine haarigen Fäuste stützen sich auf den Tisch und er betrachtet mit Neugierde und Schrecken einen großen, leuchtenden Kreis, welcher auf der Mauer im Hintergrunde von magischen Buchstaben gebildet erscheint. Dieser cabalistische Kreis scheint zu zittern und erfüllt die dunkle Zelle mit seinem geheimnißvollen Schein. Es ist schrecklich und schön.

Fast einen ähnlichen Anblick gewährte das Zimmer des Archidiaconus unserm Johann Frollo, als er seinen Kopf durch die halbgeöffnete Thür steckte. Es war ebenfalls ein düsteres, halbeleuchtetes Gemach. Hier sah man auch einen großen Lehnstuhl und einen großen Tisch, Kompässe, Rhetorten, an der Decke aufgehängene Thierskelette, auf dem Fußboden einen Himmelsglobus, Pferdegerippe, Kristallkugeln, Todtenschädel auf Blättern liegend, die mit seltsamen Figuren und Charakteren bemalt waren, dicke Handschriften, aufgeschlagen über einander liegend; kurz allen Unrath der Wissenschaft, und auf diesem Mischmasch dicken Staub und Spinnweben. Die Zelle war nicht ganz leer. Ein Mann saß in dem Lehnstuhl über



den Tisch hinabgebogen. Johann, dem er den Rücken zukehrte, konnte nur seine Schultern und den Hintertheil seines Kopfes sehen; aber er erkannte leicht den Kahlkopf, welchem die Natur eine ewige Tonsur gegeben hatte, gleichsam als hätte sie durch dieses äußere Zeichen die unwiderstehliche kirchliche Berufung zum Archidiaconus andeuten wollen.

Johann erkannte also seinen Bruder; aber die Thür hatte sich so leise geöffnet, daß Don Claude nichts von seinem Eintritte merkte. Der neugierige Schüler benutzte dies, u. n. einige Augenblicke hindurch die Zelle näher zu untersuchen. Ein breiter Ofen, den er zuerst nicht gleich bemerkt hatte, bestand sich links vor dem Lehnstuhle, unter dem Fenster. Das Tageslicht, welches durch diese Oeffnung hineindrang, fiel gerade durch das runde Gewebe einer Spinne, welche geschmackvoll ihre zarte Einsengrose in der gothischen Wölbung des Dachfensters angebracht hatte, und im Mittelpunkte derselben, als das Centrum dieses Spitzenrades, unbeweglich blieb. Auf dem Ofen waren allerlei Arten von Gefäßen, griechische Phiolen; gläserne Retorten unordentlich durcheinander gestellt. Johann bemerkte seufzend, daß keine Pfanne darunter war. — »Sie ist ganz kühl, diese Küchenbatterie,« dachte er.

Uebrigens war kein Feuer im Ofen, und es schien sogar, als wäre seit langer Zeit keins darin angezündet. Eine gläserne Maske, welche Johann unter den alchymistischen Geräthen bemerkte, und welche ohne Zweifel den Zweck hatte, das Gesicht des Archidiaconus zu schützen, wenn er irgend einen furchtbaren Stoff verarbeitete, lag ganz mit Staub bedeckt und wie vergessen in einem Winkel. Daneben lag ein ebenfalls mit Staub bedeckter Blasebalg, dessen oberes Blatt folgende mit kupfernen Buchstaben geschriebene Inschrift hatte: Spira, spera.

Audere Inschriften standen, nach Sitte der Alchymisten, in großer Anzahl an den Wänden; einige mit Tinte geschrieben, andere mit einer Metallspitze eingegraben; gothische, hebräische, griechische und römische Buchstaben durch einander, und die Inschriften selbst so auf's Gerathewohl übereinander geschrieben, daß sie sich in einander verloren wie die Zweige eines Gebüsches, wie die Lanzen bei einem Handgemenge. In der That, es war ein seltsames Gemisch aus allen philosophischen Systemen. Hier und da gab es eine darunter, welche die andern überstrahlte. Mehrentheils war es ein kurzer lateinischer oder griechischer Spruch, wie das Mittelalter deren so viel bildete: Unde? inde? —



Homo homini monstrum. — Astra, castra, nomen, numen. — Μέγα βιβλίον, μέγα ναύιον. — Sapere aude. — Flat, ubi vult u. dgl. Bisweilen auch ein Wort, das anscheinend gar keinen Sinn hatte, wie: *Ἀναγνωσασυγία*, was vielleicht eine bittere Anspielung auf die Klosterzucht enthielt; bisweilen endlich eine einfache kirchliche Maxime, in einen Hexameter gekleidet, wie diese: Coelestem dominum, terrestrem dicito dominum. — Hie und da fanden sich auch hebräische Schriftzüge darunter, von welchen Johann, der schon ein schwacher Grieche war, nichts verstand, und das Ganze wurde bald durch Sternchen, bald durch menschliche oder thierische Figuren, durch Dreiecke, welche sich durchschnitten, durchkreuzt, was nicht wenig dazu beitrug, um die bekränzelte Mauer des Gemachs einem Blatte Papier ähnlich zu machen, auf welchem ein Affe mit einer in Tinte getauchten Feder umhergefahren ist.

Das ganze Gemach gewährte übrigens den Anblick der Vernachlässigung und des Verfalls; und der schlechte Zustand der Geräthe ließ vermuthen, daß der Besitzer schon ziemlich lange durch andere Beschäftigungen von seinen Arbeiten abgehalten worden war.

Dieser Besitzer, welcher sich über ein großes

Manuscript, das mit seltsamen Malereien verziert war, herabbückte, schien durch einen Gedanken gequält zu werden, welcher unaufhörlich sich in sein Nachdenken mischte. So urtheilte wenigstens Johann, als er ihn mit den langen Pausen eines Menschen, welcher im Traume laut spricht, ausrufen hörte:

»Ja, Manu sagte es und Zoroaster lehrte es! die Sonne entsteht aus Feuer; der Mond verdankt seinen Ursprung der Sonne; das Feuer ist die Seele des großen All; seine elementarischen Atome verbreiten sich und rieseln unaufhörlich in unendlichen Strömen durch die Welt! An den Punkten, wo diese Ströme sich am Himmel durchschneiden, erzeugen sie das Licht; wo sie sich auf der Erde durchschneiden, das Gold. — Licht und Gold, beide dasselbe! — Feuer im concreten Zustande. — In derselben Substanz findet nie der Unterschied des Sichtbaren und des Tastbaren, des Flüssigen und des Festen statt, wie zwischen den Wasserdämpfen und dem Eise, weiter nichts! — das sind keine Träume — das ist das allgemeine Gesetz der Natur. — Aber wie fängt man es an, um dieses Geheimniß des Naturgesetzes in die Wissenschaft hinüberzuziehen? Wie? dieses Licht, welches über meiner Hand schwimmt, ist Gold! Es handelt sich nur



darum, diese nach einem gewissen Gesetze ausge-  
dehnten Atome nach einem andern zu verdichten.  
— Wie soll man es anfangen? — Einige haben  
gedacht, man müsse einen Sonnenstrahl vergrä-  
ben. — Averroes, ja Averroes ist's — hat einen  
vergraben unter dem ersten Pfeiler, links von  
dem Schranke des Koran, in der großen Mo-  
schee zu Cordova, aber man darf den Keller erst  
in 8000 Jahren öffnen, um zu sehen, ob die  
Sache gelungen ist.«

»Teufel,« sagte Johann für sich, »da müßte  
man lange auf einen Thaler warten.«

»Andere haben geglaubt,« fuhr der in Nach-  
denken versunkene Archidiaconus fort, »es wäre  
besser, wenn man einen Strahl des Sirius ver-  
arbeitete. Aber es ist schwer, diesen Strahl rein  
zu bekommen, wegen der vielen Strahlen von  
andern Gestirnen, welche sich damit vermischen.  
— Flamel ist der Meinung, daß es einfacher ist,  
das irdische Feuer zu verarbeiten. — Flamel,  
was für ein prädestinirter Name, Flamma! —  
Ja, das Feuer. Das ist das Alles. — Der  
Diamant ist in der Kohle enthalten, das Gold  
im Feuer. — Aber wie soll man es da heraus-  
ziehen? — Magistri behauptet, es gäbe gewisse  
Weibernamen von einem so süßen und geheim-  
nißvollen Zauber, daß es schon hinreichte, sie

während der Operation auszusprechen... — Lesen wir, was Manu sagt: Wo die Weiber geehrt werden, da sind die Gottheiten gnädig; wo jene verachtet werden, da hilft es auch nicht, zu Gott zu beten. — Der Mund eines Weibes ist immer rein, ist ein fließendes Wasser, ist ein Sonnenstrahl. — Der Name eines Weibes muß angenehm, süß sein, die Phantasie beschäftigen, muß mit langen Vocalen endigen, und den Gegensworten ähnlich sein. — Ja, der Weise hat Recht; in der That, Maria, Sophia, Esmeral... Verdammt! immer derselbe Gedanke.

Bei diesen Worten schlug er das Buch heftig zu. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als ob er eine Idee wegwischen wollte, die ihm keine Ruhe ließ; dann nahm er vom Tische einen Nagel, und einen kleinen Hammer, dessen Stiel mit cabbalistischen Buchstaben sonderbar bemalt war.

»Seit einiger Zeit,« sagte er mit einem bittern Lächeln, »scheitern alle meine Hoffnungen! Der fixe Gedanke haftet an mir, und mattet mein Gehirn ab. Ich habe nicht einmal das Geheimniß des Cassiodorus auffinden können, dessen Lampe ohne Docht und ohne Del brannte; eine so einfache Sache!«

»Daß Dich!« brummte Johann in seinen Bart.

»So ist,« fuhr der Priester fort, »ein einziger erbärmlicher Gedanke im Stande, einen Menschen schwach und albern zu machen. Ach! was würde Claude Perron über mich lachen, sie, die Nicolaus Flamel nicht einmal auf einen Augenblick von der Fortsetzung seines großen Werkes abzuziehen vermochte! Wie! ich halte in meiner Hand den magischen Hammer des Zechieles! Bei jedem Schlage, welchen der furchtbare Rabbi in seinem Gemach auf diesen Nagel mit diesem Hammer that, versank der Feind, welchem er fluchte, und wäre er 2000 Meilen entfernt gewesen, um eine Elle tief in die Erde, welche ihn verschlang. Der König von Frankreich selbst, weil er eines Abends unvorsichtiger Weise an die Thür des Wunderthäters anklopfte, sank bis an die Knie in den Boden von Paris. — Dies hat sich vor 300 Jahren ereignet. — Nun gut! ich besitze den Hammer und den Nagel, und beide sind in meinen Händen keine furchtbareren Werkzeuge, als ein Hammer in der Hand eines Schmiedes. — Und doch kommt es nur darauf an, daß ich das magische Wort auffinde, welches Zechieles aussprach, indem er auf seinen Nagel schlug.«

»Eine Kleinigkeit!« dachte Johann.

»Wollen einmal sehen, und den Versuch



machen,« fuhr lebhaft der Archidiaconus fort. Wenn es mir gelingt, so werde ich einen blauen Funken aus dem Kopfe des Nagels hervorspringen sehen. — Emen-Hetan! Emen-Hetan! — Das ist es nicht. — Sigeani! Sigeani! Möge der Nagel einen Jeden ins Grab stürzen, der den Namen Phöbus trägt...! — Verflucht! immer wieder, und ewig derselbe Gedanke.»

Darauf warf er im Zorn den Hammer hin, und legte sich so in den Lehnstuhl und auf den Tisch, daß Johann ihn hinter dem ungeheuern Stoß von Manuscripten ganz aus dem Gesichte verlor. Einige Minuten hindurch sah er nichts von ihm, als seine Hand, welche convulsivisch ein Buch umklammert hielt. Plötzlich stand Don Claude auf, ergriff einen Zirkel, und grub schweigend mit großen Buchstaben dieses griechische Wort in die Wand ein:

ΑΝΑΓΚΗ.

»Mein Bruder ist nicht gescheidt,« sagte Johann für sich; »er hätte ja bloß schreiben können: fatum; es braucht ja nicht Jedermann griechisch zu verstehen.«

Darauf setzte der Archidiaconus sich wieder in seinen Lehnstuhl, und stützte seinen Kopf auf beide Hände, wie ein Kranker, dessen Kopf schwer ist und brennt.

Der Schüler betrachtete seinen Bruder mit Erstaunen. Er, der seinem Herzen immer freien Lauf ließ, er, der keinem Gesetze in der Welt Folge leistete, als dem Naturgesetze, der seinen Leidenschaften nach seinen Neigungen die Zügel schießen ließ, er wußte nicht, mit welcher Wuth dieses Meer der menschlichen Leidenschaften siedet und tobt, wenn man ihm jeden Ausgang versperrt, wie es anschwillt, wie es austritt, wie es das Herz untergräbt, wie es in inneres Schluchzen, in dumpfe Convulsionen ausbricht, bis es seine Dämme durchbrochen und sein Bett unterwühlt hat. Die strenge und eisige Hülle Claude Frollo's, die kalte Oberfläche einer abschüssigen und unzugänglichen Tugend, hatte Johann getäuscht. Der lustige Schüler hatte niemals daran gedacht, daß unter dem beschneiten Gipfel des Aetna siedende, wüthende Lava verborgen liegt.

Wir wissen nicht, ob er sich von diesem Gedanken sogleich Rechenschaft gab; aber so windig er auch war, so begriff er doch, daß er Etwas gesehen hatte, was er nicht hätte sehen sollen, daß er die Seele seines ältern Bruders in einer ihrer geheimsten Lagen überrascht hatte, und daß Claude dieses nicht bemerken durfte. Als er daher sah, daß der Archidiaconus in seine

frühere Unbeweglichkeit zurückgefallen war, zog er seinen Kopf sehr leise zurück, und machte hinter der Thür ein Geräusch, als ob eben Jemand ankäme und seine Ankunft anzeigen wollte.

»Herein!« rief der Archidiaconus aus seiner Zelle hinaus; »ich erwartete Euch. Ich habe absichtlich den Schlüssel in der Thür stecken lassen; kommt herein, Meister Jakob.«

Der Schüler trat dreist herein. Der Archidiaconus, welchen ein solcher Besuch an einem solchen Orte sehr in Verlegenheit setzte, schrak auf seinem Lehnstuhl zusammen. — »Was! Ihr seid's, Johann?«

»Es ist immer ein I,« sagte der Schüler mit einem rothen, dreisten und vergnügten Gesichte.«

Don Claude's Gesicht hatte seinen strengen Ausdruck wieder angenommen. »Was wollt Ihr hier?«

»Mein Bruder,« antwortete der Schüler, indem er sich bestrebte, eine bescheidene und demüthige Miene anzunehmen, und indem er seine Mühe mit einer unschuldigen Miene hin und her drehte, »ich wollte Euch bitten....«

»Um was?«

»Um ein wenig Moral, die ich groß nöthig habe.« Johann wagte nicht laut hinzuzufügen:

und um ein wenig Geld, das ich noch nöthiger habe. Das letzte Glied seiner Phrase wurde nicht ausgesprochen.

»Mein Herr,« sagte der Archidiaconus in einem kalten Tone, »ich bin sehr unzufrieden mit Euch.« —

»Ach!« seufzte der Schüler.

Don Claude drehte sich mit seinem Lehnstuhl etwas herum, und sah Johann starr an. —

»Es ist mir lieb, daß ich Euch sehe.«

Das war ein furchtbarer Eingang. Johann bereitete sich auf eine starke Ladung vor.

»Johann, man trägt mir täglich Klagen über Euch vor. Was ist das wieder für eine Schlägerei, wo Ihr einen jungen Vicomte von Ramonchamp mit dem Stocke durchgeprügelt habt?«

»Ach!« sagte Johann, »eine wichtige Sache! ein erbärmlicher Page, der sich ein Vergnügen daraus machte, die Schüler mit Roth zu bespritzen, indem er sein Pferd durch den Dreck laufen ließ!«

»Was ist das,« fuhr der Archidiaconus fort, »mit Mahut Fargel, deren Rock Ihr zerissen habt? Tunicam dechiraverunt, wie die Klage besagt.«

»Ach was, ein schlechtes Käppchen zu Mont-aigu! das ist's!«



»Die Klage besagt tunicam, und nicht cap-  
pettam. Verstehet Ihr Latein?«

Johann antwortete nicht. — »Ja,« fuhr  
der Priester mit dem Kopfe schüttelnd fort; »so  
sind jetzt die Studien beschaffen. Die lateinische  
Sprache wird kaum verstanden, die syrische ist  
unbekannt, die griechische so verhaßt, daß es bei  
den gelehrtesten Leuten nicht für Unwissenheit  
gilt, wenn sie ein griechisches Wort übersprin-  
gen, ohne es zu lesen, und daß man sagt:  
Graecum est, non legitur.«

Der Schüler schlug mit Entschlossenheit die  
Augen auf. — »Mein Herr Bruder, beliebt es  
Euch, daß ich Euch das griechische Wort richtig  
erkläre, welches dort auf der Mauer geschrie-  
ben steht.«

»Welches Wort?«

„ANATKH.“

Eine flüchtige Röthe verbreitete sich über  
die Wangen des Archidiaconus, wie eine vor-  
übergehende Rauchwolke, welche die innern Be-  
wegungen eines Vulkans verkündigt.

»Nun gut! Johann,« stammelte der ältere  
Bruder, indem er sich zusammennahm, »was  
bedeutet denn dies Wort?«

»Das Verhängniß.«

Don Claude wurde wieder blaß, und der



Schüler fuhr unbekümmert fort: »Und das Wort, welches darunter steht, von derselben Hand eingegraben, *Ανεκκελευτα*, bedeutet Unreinigkeit. Ihr seht, daß man sein Griechisch versteht.«

Der Archidiaconus schwieg. Diese Lection im Griechischen hatte ihn in Nachdenken versenkt. Der kleine Johann, welcher alle Gewandtheit eines verzogenen Kindes besaß, hielt diesen Augenblick für günstig, um seine Bitte zu wagen. Er nahm daher einen äußerst sanften Ton an, und fing an:

»Mein lieber Bruder, habt Ihr jetzt einen solchen Haß auf mich, daß Ihr mir sogar ein böses Gesicht zumacht, wegen einiger Püffe und Schläge, die ich im offenen Kampfe an, Gott weiß, was für Buben und Fraßengesichter, quibusdam marmosetis, ausgetheilt habe? — Ihr seht, lieber Bruder Claude, daß man auch sein Latein versteht.«

Aber diese schmeichelnde Gleisnerei hatte auf den großen ernstern Bruder nicht die gewohnte Wirkung. Cerberus biß nicht in den Honigladen. Die Stirn des Diaconus entrunzelte sich nicht um eine einzige Falte. — »Wo wollt Ihr damit hinaus?« sagte er trocken.

»Nun gut! das ist's,« antwortete muthig Johann; »ich habe Geld nöthig.«

Bei dieser frechen Erklärung nahm die Physiognomie des Archidiaconus den pädagogischen und väterlichen Ausdruck an.

»Ihr wißt, Johann, daß unser Lehen von Tierchappe, wenn man den Grundzins und die Einkünfte von den 21 Häusern in Bausch und Bogen anschlägt, nur 39 Livres 11 Sous und 6 Heller Parisiß einbringt. Das ist freilich um die Hälfte mehr, als zur Zeit der Gebrüder Paquet, aber doch immer noch nicht viel.«

»Ich habe Geld nöthig,« sagte Johann mit stoischem Gleichmuth.

»Ihr wißt, daß das geistliche Gericht entschieden hat, unsere 21 Häuser hingen als volles Lehen vom Bisthume ab, und wir könnten es nur loskaufen, wenn wir dem hochwürdigen Bischof 2 Mark vergoldeten Silbers, 6 Pariser Livres an Werth, bezahlten. Nun habe ich diese beiden Mark noch nicht zusammenbringen können. Ihr wißt es.«

»Ich weiß, daß ich Geld nöthig habe,« wiederholte Johann zum dritten Male.

»Und was wollt Ihr damit machen?«

Diese Frage ließ Johanns Augen einen Hoffnungsschimmer sehen. Er nahm wieder seine zahme, süßliche Miene an: — »Wisset, lieber Bruder Claude, ich würde mich in keiner schlech-

ten Absicht an Euch wenden. Es handelt sich nicht darum, mit Euern Unzen in den Wirthshäusern den großen Herrn zu spielen, und in den Straßen von Paris mit einer Pferdebedecke von Gold-Brokat, mit meinem Lakai, cum meo loquasio, spazieren zu reiten. Nein, mein Bruder, es geschieht um eines guten Werkes willen.«

»Was ist das für ein gutes Werk?« fragte Claude ein wenig überrascht. — »Zwei meiner Freunde wollten gern dem Kinde einer armen Wittwe Wickelzeug kaufen. — Es ist ein Werk der Barmherzigkeit. Das wird drei Gulden kosten, und ich wollte das Meinige dazu legen.«

»Wie heißen Eure beiden Freunde?«

»Peter l'Assommeur und Baptift Coque-Dison.«

»Hm!« sagte der Archidiaconus, »das sind Namen, welche zu einem guten Werke passen, wie eine Bombe auf einen Hochaltar.«

Allerdings hatte Johann die Namen seiner beiden Freunde schlecht ausgewählt; er fühlte das selbst zu spät.

»Und dann,« fuhr der scharfsinnige Claude fort, »was ist das für Kinderzeug, das drei Gulden kosten soll, und zwar für eine arme Wittwe?«

Dem Johann riß noch einmal der Gebuld-

saden. — »Nun gut! Ja! ich habe Geld nöthig, um heute Abend Isabeau-la-Chierrye im Bal d'Amour zu besuchen!«

»Glender Wollüstling!« rief der Priester aus. — »Αγογνεια,« sagte Johann. — Diese Citation, welche der Schüler vielleicht aus Bosheit der Wand des Gemachs entlehnte, machte einen sonderbaren Eindruck auf den Priester. Er biß sich in die Lippen, und sein Zorn verlor sich in Schamröthe.

»Geht fort,« sagte er darauf zu Johann.

»Ich warte auf Jemand.«

Der Schüler versuchte noch eine Anstrengung. — »Bruder Claude, gebt mir wenigstens einen kleinen Parisis, um zu essen.«

»Wo steht Ihr jetzt in den Decretalen Gratians?« fragte Don Claude.

»Ich habe meine Hefte verloren.«

»Wo steht Ihr in den lateinischen Humanioribus?«

»Man hat mir mein Exemplar des Horaz gestohlen.«

»Wo steht Ihr im Aristoteles?«

»Meiner Treu! Bruder, was ist doch das für ein Kirchenvater, welcher behauptet, die Irthümer der Ketzer hätten zu allen Zeiten viel Nahrung in dem Dickicht der aristotelischen Me-



taphysik gefunden? Aristotelisches Futter! Ich will mir nicht meine Religion durch seine Metaphysik verderben.«

»Junger Mensch,« versetzte der Archidiaconus, »beim letzten Einzuge des Königs war ein Edelmann, Namens Philipp von Comines, welcher auf der Schabracke seines Pferdes die gestickte Devise trug, welche ich Euerm Nachdenken empfehle: Qui non laborat, non manducet.«

Der Schüler schwieg, den Finger am Ohre, den Blick auf die Erde geheftet, mit verdrießlichem Gesicht. Plötzlich drehte er sich nach Claude um mit der Schnelligkeit einer Bachstelze: »So weigert Ihr Euch, lieber Bruder, mir einen Pariser Sou zu geben, um mir ein Stück Brot bei einem Bäcker zu kaufen?«

»Qui non laborat, non manducet.«

Bei dieser Antwort des unbeugsamen Archidiaconus bedeckte Johann sein Gesicht mit beiden Händen, wie ein schluchzendes Weib, und schrie mit dem Ausdrucke der Verzweiflung: —  
„Ω tototototot!“

»Was bedeutet das, Johann?« fragte Claude erstaunt über dieses Benehmen.

»Was das bedeutet?« sagte der Schüler, und erhob seine frechen Augen, welche er mit seinen Fäusten gerieben hatte, um ihnen die

Röthe zu geben, welche Thränen hervorbringen:  
 »das ist Griechisch! es ist ein Anapäst des Aeschylus, welcher auf das Vollkommenste den Schmerz ausdrückt.«

Und hier fing er so gewaltsam an zu lachen, daß er auch den Archidiaconus ins Lachen brachte. Es war in der That Claude's Schuld. Warum hatte er dieses Kind so verzogen.

»Ach! lieber Bruder Claude,« fuhr Johann fort, ermuthigt durch jenes Lächeln, »seht einmal meine durchlöcherten Halbstiefel. Gibt es einen tragischern Cothurn, als solche Stiefel, deren Sohlen die Zunge ausstrecken?«

Der Archidiaconus war zu seinem frohern Ernst zurückgekehrt. — »Ich will Euch neue Halbstiefel schicken, aber kein Geld.«

»Nur einen armseligen kleinen Parisis, Bruder,« fuhr der demüthig stehende Johann fort. »Ich will Gratian auswendig lernen, ich will gern an Gott glauben, ich will ein wahrer Pythagoras werden in Wissenschaft und Tugend. Aber einen kleinen Parisis, habt Erbarmen! Wollt Ihr, daß der Hunger mich verschlinge mit seinem Rachen, welcher schwärzer und stinkender vor mir offen steht, als ein Tartarus und die Nase eines Mönchs?«

Don Claude schüttelte mit dem Kopfe. —

»Qui non laborat...«



Johann ließ ihn nicht aussprechen. — »Nun gut,« rief er, »beim Teufel! Es lebe die Freude! Ich will mich in den Wirthshäusern herumtreiben, ich will mich prügeln, und die Krüge zerschmettern, und die Mädchen besuchen!«

Und darauf warf er seine Mütze an die Mauer, und schnippte mit seinen Fingern wie mit Castagnetten.

Der Archidiaconus sah ihn mit einer finstern Miene an.

»Johann, Du hast wohl keine Seele?«

»In diesem Falle fehlt mir, nach Epikur, Etwas, das aus einem namenlosen Stoffe bereitet ist.«

»Johann, Du mußt mit Ernst daran denken, Dich zu bessern.«

»Ach so,« rief der Schüler, indem er bald seinen Bruder, bald die Retorten auf dem Ofen ansah, »hier ist Alles gehörnt, sowohl die Ideen als die Flaschen.«

»Johann, Du stehst auf einem sehr schlüpfrigen Abhange. Weißt Du, wohin Du gehst?«

»In die Weinschenke,« sagte Johann. —

»Die Weinschenke führt zum Schandpfahl.« —

»Das ist eine Laterne, wie jede andere, und vielleicht eine, mit welcher Diogenes seinen Menschen gefunden hätte.«



- »Der Schandpfahl führt zum Galgen.«
- »Der Galgen ist eine Wage, an deren einem Ende der Mensch, und an dem andern die ganze Erde hängt. Es ist schön, der Mensch zu sein.«
- »Der Galgen führt zur Hölle.«
- »Das ist ein gewaltiges Feuer.«
- »Johann, Johann, das Ende wird schlecht sein.«
- »Der Anfang wird desto besser gewesen sein.«

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch von Tritten auf der Treppe hören. »Still!« sagte der Archidiaconus, »das ist Meister Jakob. Höret, Johann,« fuhr er mit leiser Stimme fort; »hütet Euch, jemals von dem, was Ihr hier gesehen und gehört habt, mit irgend einem Menschen zu sprechen. Versteckt Euch schnell unter diesem Ofen und rührt Euch nicht.«

Der Schüler legte sich unter den Ofen; da fiel ihm ein fruchtbringender Gedanke ein.

»He da! Bruder Claude, einen Gulden, wenn ich mich nicht rühren soll.«

»Ruhig! Ich verspreche ihn Euch.«

»Ihr müßt mir ihn geben.«

»Nimm ihn hin!« sagte der Archidiaconus indem er ihm im Zorn seinen Geldbeutel hin-



warf. Johann drückte sich unter den Dfen und die Thür öffnete sich.

## V.

Die beiden schwarz gekleideten Männer.

Die Person, welche eintrat, hatte einen schwarzen Rock an, und ein finsternes Gesicht. Was beim ersten Blicke unserm Freunde Johann (welcher, wie man wohl denken kann, sich in seinem Winkel so eingerichtet hatte; daß er nach Belieben Alles sehen und hören konnte) auffiel, das war die tiefste Trauer, welche sowohl in der Kleidung als auch auf dem Gesichte des Neuankommnenen lag. Jedoch verbreitete sich über diese Gestalt eine Milde, aber die Milde einer Rake oder eines Richters, kurz eine süßliche Milde. Er war sehr greis, gefurcht, war den Sechzigern nahe, hatte weiße Augenwimpern, blinzelte mit den Augen, hatte eine herabhängende Unterlippe und große Hände. Als Johann sah, daß es nur ein Arzt oder eine obrigkeitliche Person war, und daß dieser Mensch eine weit vom Munde abstehende Nase (ein Zeichen der Dummheit) hatte, drückte er sich in seinen Winkel zurück, ganz außer sich darüber, daß er eine unbestimmte Zeit in so unbequemer Lage und in so schlechter Gesellschaft würde zubringen müssen.

Der Archidiaconus indessen war bei dem Eintreten dieser Person nicht einmal aufgestanden. Er hatte ihm durch ein Zeichen angedeutet, daß er sich auf einen Schemel neben der Thür niedersetzen sollte, und nach einigen Augenblicken eines Stillschweigens, welches ein vorbergegangenes Nachdenken fortzusetzen schien, hatte er im Tone eines Gönners zu ihm gesagt: »Guten Tag, Meister Jakob.«

»Ich grüße Euch, Meister,« hatte der schwarze Mann geantwortet.

Zwischen der Art und Weise, wie auf der einen Seite Meister Jakob und auf der andern Meister allein ausgesprochen wurde, fand ungefähr derselbe Unterschied statt, wie zwischen gnädiger Herr und Herr, zwischen domine und domne. Es war augenscheinlich die Anrede des Lehrers und des Schülers.

»Nun gut! Meister Jakob,« sagte der Archidiaconus nach einer neuen Pause, welche Meister Jakob nicht zu unterbrechen wagte, »ge-lingt es Euch?«

»Ach! lieber Meister,« sagte der andere mit einem betrübten Lächeln, »ich blase immer zu. Asche, so viel ich will. Aber kein Funken Gold.«

Don Claude machte eine Geberde des Un-

willens. »Ich rede davon nicht mit Euch, Meister Jakob Charmolue, sondern von dem Proceß Eures Zauberers. Nanntet Ihr ihn nicht Marc Cenaine? den Schaffner in der Rechnungskammer? Gesteht er seine Zauberei ein? Ist Euch die Untersuchung gegliickt?«

»Ach nein!« antwortete Meister Jakob, immer mit seinem traurigen Lächeln, »wir haben diesen Trost nicht. Dieser Mensch ist ein wahrer Kieselstein; wir könnten ihn auf dem Schweinemarke lebendig sieden lassen, ehe er ein Wort sagte. Und doch haben wir nichts gespart, um hinter die Wahrheit zu kommen. Er ist schon ganz zum Krüppel geworden; wir wandten alle Mittel an, nach Plautus:

Advorsum stimulos, laminas, crucesque,  
compedesque,

Nervos, catenas, carceres, numellas, pedicas, boias.

Nichts hilft; das ist ein schrecklicher Mensch. Ich verschwende mein Latein an ihm.«

»Habt Ihr nichts Neues in seinem Hause gefunden?«

»D ja,« sagte Meister Jakob, indem er seine Tasche durchsuchte: »dieses Pergament. Es stehen Worte darauf, die wir nicht verstehen. Der Criminal-Advocat Philippe Lheullier versteht

doch ein Biſchen Hebräiſch, was er bei der Geſchichte mit den Juden der Straße Kanterſtre zu Brüssel gelernt hat.«

Bei dieſen Worten rollte Meiſter Jakob ein Pergament auf. — »Gebt her,« ſagte der Archidiaconus, Und indem er einen Blick auf daſſelbe warf, ſagte er; »Keine Zauberei, Meiſter Jakob! Emen-Hetan! das iſt das Wort der Heren, wenn ſie zum Herentanze kommen. Per ipſum, et cum ipſo, et in ipſo! das iſt das Wort, welches den Teufel wieder in die Hölle zurückweiſt. Hax, pax, max! das gehört in die Medizin. Eine Formel gegen den Biß toller Hunde. Meiſter Jakob, Ihr ſeid königlicher Procurator beim Gerichtshofe der Kirche: dieſes Pergament iſt verflucht.«

»Wir wollen den Menſchen wieder auf die Folter bringen. Da iſt noch Etwas,« fuhr Meiſter Jakob fort, indem er von Neuem in ſeiner Taſche ſuchte, »was wir im Hauſe des Marc Genaine gefunden haben.«

Es war ein Gefäß, das zu der Familie derer gehörte, welche den Ofen Don Claude's bedeckten. »Ach!« ſagte der Archidiaconus, »ein alchymiſtiſcher Schmelztiegel.«

»Ich will es Euch geſtehen,« verſetzte Meiſter Jakob mit ſeinem ſchüchternen und linkiſchen

Lächeln, »ich habe es schon im Ofen versucht, aber es ist mir damit nicht besser geglückt als mit dem meinigen.«

Der Archidiaconus fing an, das Gefäß zu untersuchen. — »Was hat er da auf seinen Schmelztiiegel eingegraben? Och! och! das Wort, welches die Flöbe verjagt. Der Marc Cenaine ist noch ein Ignorant! Ich glaube wohl, daß Ihr damit kein Gold machen werdet. Das taugt nur dazu, um es in Euren Sommer-Alkoven zu stellen!«

»Da wir jetzt bei den Irthümern stehen,« sagte der königliche Procurator, »ich habe eben, ehe ich heraufstieg, das Portal unten studirt; ist Ew. Hochwürden dessen gewiß, daß die Einleitung zum Werke der Physik dort nach der Seite des Hôtel-Dieu abgebildet ist, und daß unter den sieben nackten Figuren, welche zu den Füßen der heiligen Jungfrau stehen, die mit den Flügeln an den Fersen Mercur ist?«

»Ja,« antwortete der Priester; »Augustin Nepho schreibt es, der italienische Doctor, welcher einen bärtigen Dämon hatte, der ihm Alles sagte. Uebrigens wollen wir hinabsteigen und da will ich Euch den Text dazu geben.«

»Habt Dank, Meister,« sagte Charmolue, indem er sich bis zur Erde neigte. — »Doch

halt, ich vergaß..! Wann soll ich die kleine Zauberin festnehmen lassen?« — »Welche Zauberin?«

»Die Zigeunerin, wie Ihr wißt, welche täglich auf dem Vorhofe tanzt, ungeachtet des Verbots von Seiten des Officials. Sie hat eine besessene Ziege mit Teufelshörnern, welche liest, schreibt, Mathematik versteht wie Picatrix, und welche allein schon hinreichen wird, um alle Zigeuner an den Galgen zu bringen. Der Proceß ist ganz fertig; es wird bald darum geschehen sein. Nur zu! Ein hübsches Geschöpf, diese Tänzerin, auf meine Seele! die schönsten schwarzen Augen! zwei ägyptische Karfunkel! Wann sollen wir den Anfang damit machen?«

Der Archidiaconus war außerordentlich blaß geworden.

»Ich will es Euch schon sagen,« stotterte er mit kaum articulirter Stimme, dann fügte er mit Anstrengung hinzu: »Beschäftigt Euch mit Marc Cenaine.«

»Seid nur ruhig,« antwortete Charmolue lächelnd; »ich will bei meiner Rückkunft ihn wieder auf das lederne Bein schnallen lassen. Aber es ist ein Teufel in Menschengestalt, er ermüdet sogar Pierrat Tortrue, welcher doch dickere Hände hat als ich. Wie der gute Plautus

sagt: *Nudus vincetus, centum pondo, et quando pendes per pedes.* Die Tortur auf dem Haspel, das ist noch das Beste was wir haben. Er soll darauf.«

Don Claude schien in eine tiefe Zerstreuung versunken. Er wandte sich nach Charmolue um: »Meister Pierrat .... Meister Jakob, wollte ich sagen, beschäftigt Euch mit Marc Cenaine.«

»Ja, ja, Don Claude. Der arme Mensch! Er soll noch recht leiden. Was für ein Einfall, zum Herentanze zu gehen! Ein Schaffner bei der Rechnungskammer sollte doch wohl den Text Karls des Großen: *Stryga vel masca!* kennen. Was die Kleine betrifft, — Esmeralda nennt Ihr sie ja wohl — will ich Eure Befehle erwarten. — Ach, wenn wir unter dem Portale durchgehen, erklärt mir doch auch, was der Gärtner in der Malerei auf flachem Grunde bedeuten soll, welchen man beim Eintritt in die Kirche sieht. Ist das nicht der Säemann? — He! Meister, woran denkt Ihr denn?«

Don Claude, in sich selbst versunken, hörte ihn nicht mehr. Charmolue, welcher der Richtung seines Blickes folgte, sah, daß er mechanisch auf das große Spinngewebe in der Luke gerichtet war. In diesem Augenblicke wollte eine behörte Fliege, welche die Märzsonne suchte, durch

das Netz fliegen und verwickelte sich darin. Bei der Erschütterung ihres Gewebes machte die ungeheure Spinne eine plötzliche Bewegung von ihrem Mittelpunkte aus, dann stürzte sie sich mit einem Sprunge auf die Fliege, welche sie mit ihren Gebißzangen auseinander riß, während ihr scheußlicher Müffel ihr den Kopf durchwühlte. — »Arme Fliege!« sagte der königliche Procurator, und hob die Hand auf, um sie zu retten. Der Archidiaconus, wie aus dem Schlafe erwachend, hielt ihm den Arm mit einer convulsivischen Hestigkeit zurück. — »Meister Jakob,« rief er aus, »lasset das Verhängniß walten!«

Der Procurator drehte sich bestürzt um; es kam ihm vor, als ob eine eiserne Klammer seinen Arm gefaßt hätte. Das Auge des Priesters war starr, verwirrt und flammend, und blieb fest auf die kleine schreckliche Scene geheftet. — »D ja!« fuhr dieser mit einer Stimme fort, welcher man es anhörte, daß sie tief aus seinem Innern kam, »das ist das Symbol des Ganzen. Sie fliegt, sie ist vergnügt, sie ist eben zum Leben erwacht, sie sucht den Frühling, die freie Luft, die Freiheit: ach ja! aber sie mag nur an die verhängnißvolle Einsekgrose stoßen, die Spinne kommt daraus hervor, die scheußliche Spinne! Arme Tänzerin! arme Fliege, deren Untergang

schon im Voraus bestimmt ist! Meister Jakob läßt ihr gewähren! es ist das Verhängniß! — Ach! Claude, du bist die Spinne. Claude, du bist auch die Fliege! — Du flogst zur Wissenschaft, zum Lichte, zur Sonne auf, du dachtest nur darauf, an die freie Luft, an das volle Licht der ewigen Wahrheit zu kommen; aber indem du dich nach der blendenden Oeffnung zurstürztest, welche in die andere Welt sieht, in die Welt der Klarheit, der Erkenntniß und der Wissenschaft, — blinde Fliege, unsinniger Doctor, sahst du nicht das feine Spinnweb, welches vom Schicksale zwischen dir und dem Lichte ausgespannt war, und du, du hast dich ganz hineingeworfen, armseliger Narr, und jetzt kämpfst du mit zerbrochenem Kopfe und zerrissenen Flügeln zwischen den eisernen Scheeren des Verhängnisses! — Meister Jakob! laßt die Spinne zufrieden!«

»Ich versichere Euch,« sagte Charmolue, welcher ihn ansah, ohne ihn zu begreifen, »daß ich sie nicht berühren werde. Aber laßt mir meinen Arm los, Meister, mit Gunst! Ihr habt eine Hand wie eine Kneipzange.«

Der Archidiaconus hörte ihn nicht. — »Ach Unsinniger!« fuhr er fort, ohne mit den Augen die Luke zu verlassen. »Und wenn du es hät-

test durchbrechen können, dieses furchtbare Gewebe mit deinen Rückenflügeln, glaubst du, du hättest das Licht erreichen können! Ach! jenes Glas, das noch weiter entfernt ist, jenes durchsichtige Hinderniß, jene kristallne Mauer, welche härter als Erz ist, welche alle Philosophien von der Wahrheit trennt, wie hättest du durch sie hindurchbringen wollen? O Eitelkeit der Wissenschaft! Wie viel Weise gelangen in ihrem Fluge dahin, daß sie sich die Stirn zerschlagen! Wie viel Systeme stoßen klirrend an diese ewige, gläserne Scheidewand!«

Er schwieg. Die letzten Ideen, welche ihn unmerklich wieder von selbst zur Wissenschaft zurückgeführt hatten, schienen ihn beruhigt zu haben. Jakob Charmolue führte ihn ganz zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück, indem er folgende Frage an ihn richtete: »Nun, mein Lehrer, wann wollt Ihr mir helfen, Gold zu machen? es dauert mir ein wenig lange, ehe es mir gelingt.«

Der Archidiaconus warf den Kopf mit einem bittern Lächeln zurück. — »Meister Jakob, lesest das Michael Psellus, Dialogus de energia et operatione daemonum. Was wir da treiben, ist nicht ganz unschuldig.«

»Leiser gesprochen, Meister! Ich weiß es

wohl,« sagte Charmolue. »Aber man muß wohl ein wenig Alchymie treiben, wenn man ein Procurator des Königs am Gerichtshofe der Kirche ist. Laßt uns nur leiser reden.«

In diesem Augenblicke vernahm das unruhige Ohr Charmolue's ein Geräusch eines Kauenden, welches unter dem Ofen hervorzukommen schien. — »Was ist das?« fragte er.

Es war der Schüler, welcher in seinem Versteck sehr beengt und gelangweilt eine alte Brotrinde und ein Stück verschimmelten Käse entdeckt und sich daran gemacht hatte, es ohne Umstände als Trost und als Frühstück zu verzehren. Da er sehr hungrig war, machte er viel Geräusch und dies hatte den Procurator wach und unruhig gemacht.

»Es ist meine Käse,« sagte lebhaft der Archidiaconus, »welche da unten einige Mäuse verspeißt.«

Diese Erklärung stellte Charmolue zufrieden. »In der That, Meister,« antwortete er mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln, »alle große Philosophen haben ihr vertrautes Thier gehabt. Ihr wißt, was Servius sagt: Nullus enim locus sine genio est.«

Indessen erinnerte Don Claude, welcher eine neue Störung von Johann befürchtete, seinen

würdigen Schüler daran, daß sie noch einige Figuren des Portals mit einander zu studiren hätten, und alle Beide verließen die Zelle, zur großen Freude des Schülers, welcher ganz ernstlich an zu fürchten fing, sein Knie möchte den Abdruck seines Kinns annehmen.

## VI.

Was einige Flüche in freier Luft für eine Wirkung hervorbringen können.

»Te Deum laudamus!« rief unser Johann, indem er aus seinem Loch hervorkroch, »da sind die beiden Dhreulen abgezogen. Och! och! Hax! pax! max! die Flöhe! die tollen Hunde! Den Teufel, ich habe genug an ihrer Unterhaltung! Der Kopf brummt mir wie ein Glockenthurm. Verschimmelten Käse noch obendrein in den Kauf! Wohlan! wir wollen hinabsteigen, den Geldbeutel meines großen Bruders nehmen und alle diese Münzen in Bouteillen verwandeln.«

Er warf einen zärtlichen, bewunderungsvollen Blick in das Innere des kostbaren Beutels, brachte seinen Anzug wieder in Ordnung, rieb seine Halbstiefel ab, bürstete seine von Asche ganz grau gewordenen Ärmel ab, piff ein Lied, that einen Luftsprung, untersuchte, ob nichts in

der Zelle wäre, das er mitnehmen könnte, raffte hier und da vom Ofen ein Stück farbiges Glas zusammen, das er *Isabeau-la-Bhierrye* als einen Edelstein geben könnte, öffnete die Thür, welche sein Bruder aus übergroßer Nachsicht offen gelassen hatte, und die er seinerseits aus Bosheit offen ließ, und stieg die Wendeltreppe hüpfend wie ein Vogel hinab.

Mitten auf dieser stieß er mit den Ellenbogen an Etwas, das sich knurrend drückte; er vermuthete, daß es *Quasimodo* wäre, und das kam ihm so drollig vor, daß er den übrigen Theil der Treppe hinabstieg, indem er sich vor Lachen den Bauch hielt. Als er auf den Platz hinaus trat, lachte er noch.

Er trat mit den Füßen fest auf, als er auf ebener Erde war. — »Ach!« sagte er, »gutes und ehrenwerthes Straßenpflaster von Paris! Verdammte Treppe, die sogar die Engel auf der *Jakobsleiter* außer Athem bringen sollte! Woran dachte ich denn, als ich in diese Steinmasse eindrang, welche sich bis in die Wolken erhebt; etwa bloß, um verschimmelten Käse zu essen und die Thürme von Paris durch eine Dachluke anzusehen?«

Er that einige Schritte weiter und bemerkte die beiden Nachteulen, nämlich *Don Claude* und

Meister Jakob Charmouie, in Betrachtung verfunken vor einer Bildhauerarbeit des Portals. Er näherte sich ihnen auf der Fußspitze, und hörte, daß der Archidiaconus ganz leise zu Charmouie sagte: »Wilhelm von Paris hat einen Hiob abbilden lassen auf Lapis-lazuli farbigem Stein mit vergoldetem Rand. Hiob stellt den Stein der Weisen dar, welcher auch geprüft und durch Martern geläutert werden muß, um vollkommen zu werden, wie Raymund Lulle sagt: Sub conservatione formae specificae salva anima.«

»Das ist mir ganz gleichgültig,« sagte Johann, »ich habe den Beutel.«

In diesem Augenblicke hörte er hinter sich eine starke und wohlklingende Stimme eine Reihe von derben Flüchen ausstoßen.

»Bei meiner Seele!« rief Johann, »das kann nur mein Freund, der Hauptmann Phöbus sein.«

Dieser Name Phöbus kam zu Claude's Ohren gerade in dem Augenblicke, wo er dem Procurator die Bedeutung des Drachens erklärte, dessen Schweif in einer Wanne verborgen ist, aus welcher Rauch hervorsteigt und ein Königs-kopf sichtbar wird. Don Claude schrak zusammen, brach ab zum großen Erstaunen Char-

lue's, drehte sich um, und sah wie sein Bruder einen großen Officier an der Thür des Hauses Gondelaurier anredete.

In der That, es war der Herr Hauptmann von Chanteaupers. Er hatte sich mit dem Rücken an die Hausecke seiner Verlobten gelehnt und fluchte wie ein Heide.

»Meiner Treu! Hauptmann Phöbus,« sagte Johann, indem er seine Hand faßte, »Ihr flucht mit einem bewunderungswürdigen Feuer.«

»Donner und Wetter!« antwortete der Hauptmann.

»Donner und Wetter Ihr selbst!« versetzte der Schüler. »Woher, artiger Edelmann, kommt Euch dieser Strom von schönen Worten?«

»Verzeiht, lieber Kamerad Johann,« rief Phöbus, indem er ihm die Hand schüttelte, »ein durchgehendes Pferd bleibt nicht sogleich stehen. Nun fluchte ich gerade im Galop. Ich komme hier von diesen Zieraffen, und wenn ich da herauskomme, habe ich immer meine Kehle voller Flüche; ich muß sie ausspeien, oder ersticken. Donner und Wetter!«

»Wollt Ihr mit mir eins trinken?« fragte der Schüler.

Dieser Vorschlag beruhigte den Capitain. —

»Recht gern; aber ich habe kein Geld.«

»Aber ich habe welches!« — »Bah! laßt einmal sehen?«

Johann zog die Börse vor den Augen des Capitains mit Majestät aus seiner Tasche. Unter dessen war der Archidiaconus, welcher den erstaunten Charmolue verlassen hatte, bis auf wenige Schritte herbeigekommen und beobachtete sie alle Beide, ohne daß sie, in der Betrachtung des Geldbeutels versunken, ihn bemerkten.

Phöbus rief aus: »Eine Börse in Eurer Tasche, Johann! Das ist der Mond in einem Wassertubben. Man sieht ihn, aber er ist nicht darin. Es ist nur der Schein davon. Bei Gott! ich wette, daß dies nur Kieselsteine sind.«

Johann antwortete kaltblütig: »Das sind Kiesel, mit denen ich mir meine Kehle pflastern will.«

Und ohne noch ein Wort hinzuzusetzen, leerte er seinen Beutel auf einem benachbarten Grenzsteine aus, mit der Miene eines Römers, der sein Vaterland rettet.

»So wahr Gott lebt!« murmelte Phöbus, »Schildpfennige, große und kleine Weißpfennige, Heller, Pariser Pfennige, wahre Adler-Liards! das ist zum Blindwerden!«

Johann behauptete seine Ruhe und Würde. Einige Liards waren in den Dreck gefallen; der



Capitain in seiner Begeisterung bückte sich, sie wieder aufzuheben. Johann hielt ihn zurück.  
 »Pfi, Capitain Phöbus von Chanteaupers!«

Phöbus zählte die Münze und drehte sich feierlich nach Johann um: »Wißt Ihr, Johann, daß es 23 Sous Parisis sind? Wen habt Ihr in dieser Nacht in der Straße Coupe-Gueule ausgeplündert?«

Johann warf seinen blonden Kopf zurück und sagte mit halb geschlossenen Augen: »Man hat einen Bruder, der Archidiaconus und schwach ist.«

»Donner und Hagel!« rief Phöbus, »der würdige Mann!«

»Nun frisch, laßt uns eins trinken,« sagte Johann.

»Wo sollen wir hin?« sagte Phöbus; »zum Apfel der Eva?«

»Nein, Capitain, laßt uns zur alten Wissenschaft <sup>1)</sup> gehen.

»Nein, Johann, der Wein ist besser im Even-Apfel, und dann ist neben der Thür ein Weinberg an der Sonne, der mich erheitert, wenn ich trinke.«

<sup>1)</sup> La vieille Science. Der Schüler fügt im Originale noch ein unübersetzbares Rébus (Wortspiel) hinzu: »Une vieille, qui scie une anse, c'est un rébus, j'aime cela.«

»Nun gut, fort zur Eva und ihrem Apfel,« sagte der Schüler und faßte Phöbus unter den Arm. — »Doch sagtet Ihr eben, lieber Capitain, die Straße Coupe=Gueule. Das ist schlecht gesprochen; man ist jetzt nicht mehr so barbarisch. Man nennt sie die Straße Coupe=Gorge.«

Die beiden Freunde begaben sich auf den Weg nach dem Even=Apfel. Es versteht sich von selbst, daß sie das hingefallene Geld erst wieder ausliefen und daß der Archidiaconus ihnen folgte.

Dieser ging ihnen düster und fast ohne Besinnung nach. Etwa wegen des Namens Phöbus, der sich seit seiner Zusammenkunft mit Gringoire in alle seine Gedanken mischte? Er wußte es nicht, aber kurz, es war ein Phöbus, und dieser magische Name war hinreichend, um den Archidiaconus den beiden unbekümmerten Gefährten wie einen Wolf folgen zu lassen, indem er ihren Worten aufmerksam zuhörte und ihre geringsten Bewegungen mit ängstlicher Aufmerksamkeit beobachtete. Uebrigens war nichts auf der Welt leichter, als alles zu verstehen, was sie redeten, so laut sprachen sie, so wenig kümmerte es sie, alle Vorübergehenden an ihrem Vertrauen Theil nehmen zu lassen. Sie sprachen

von Zweikämpfen, Mädchen, Krügen und andern Thorheiten.

Als sie um eine Ecke bogen, hörten sie von einem benachbarten Kreuzwege das Geräusch einer basckischen Trommel.

»Donnerwetter! laßt uns unsere Schritte verdoppeln.«

»Warum, Phöbus?«

»Ich befürchte, daß die Zigeunerin mich erblickt.«

»Welche Zigeunerin?«

»Die Kleine mit der Ziege.« — »Die Emeralda?« — »Ganz recht, Johann; ich vergesse immer diesen verheulsten Namen, daß uns eilen, sie würde mich wieder erkennen. Ich will nicht, daß dieses Mädchen mich auf der Straße anpackt.«

»Kennt Ihr sie denn, Phöbus?«

Hier bemerkte der Archidiaconus, daß Phöbus sicherte, sich zu Johanns Ohr hinabzog und ihm einige leise Worte zuflüsterte; dann brach Phöbus in ein Gelächter aus und warf den Kopf mit einer triumphirenden Miene in die Höhe.

»Wahrhaftig?« sagte Johann. — »Bei meiner Seele!« antwortete Phöbus. — »Diesen Abend?« — »Diesen Abend.« — »Aber seid



Ihr dessen gewiß, daß sie kommen wird? —  
 »Aber seid Ihr toll, Johann? kann man daran  
 zweifeln?« — »Capitain Phöbus, dann seid Ihr  
 ein glücklicher Gensdarme.«

Der Archidiaconus hörte diese ganze Unterhaltung. Seine Zähne klapperten, ein sichtbarer Frost durchbebt seinen ganzen Körper. Er blieb einen Augenblick stehen, stützte sich auf einen Grenzstein, als ob er trunken wäre, und dann erst nahm er die Fährte der beiden lustigen Bursche wieder auf.

In dem Augenblicke, wo er sie wieder einholte, hatten sie ihre Unterhaltung verändert. Er hörte sie aus voller Kehle den Refrain eines alten Gassenbauers schreien.

## VII.

### Das Mönchs-Gespensst.

Die berühmte Weinschenke, der Apfel der Eva, lag in der Universität, an der Ecke der Straßen de la Rondelle und du Bâtonnier. Dies war ein großer und niedriger Saal im Erdgeschoße, mit einem Gewölbe, dessen mittlere Biegung auf einem starken, hölzernen, gelb angestrichenen Pfeiler ruhte, rings umher Tische, glänzende, zimmerne Krüge an den Wänden hängend, zahlreiche Trinker, Mädchen in Ueberfluß,

ein Glasfenster nach der Straße zu, ein Weinberg an der Thür und über derselben eine knarrende Fahne von Eisenblech, auf welcher ein Weib und ein Apfel abgebildet war.

Die Nacht sank hernieder: die Straße war dunkel; die Schenke erglänzte mit ihren brennenden Kerzen wie eine Schmiede in der Dunkelheit; man hörte das Geräusch der Gläser, der Schmausereien, der Flüche, der Streitigkeiten, welche aus den zerbrochenen Krügen entstanden. Durch den dichten Nebel, welchen die Hitze des Saals auf die Glasscheiben der Fenster niederschlug, sah man hundert verworrene Gestalten durch einander wimmeln und von Zeit zu Zeit hörte man ein lautes Gelächter erschallen. Die Vorübergehenden, welche ihren Geschäften nachgingen, gingen vorbei, ohne einen Blick durch das Fenster in den lärmvollen Saal zu werfen. Nur mitunter stellte sich ein zerklumpter Knabe auf seine Fußspitze und schrie ins Fenster das alte Verhöhnungsgeschrei hinein, womit man damals die Trunkenbolde verfolgte: »Aux Hous, saouls, saouls, saouls!«

Jedoch ging ein Mensch unablässig vor der geräuschvollen Schenke auf und nieder, sah unaufhörlich hinein, und entfernte sich nie weiter davon als ein Lanzenknecht von seinem Schilder-

haufe. Er hatte seinen Mantel bis an die Nase in die Höhe gezogen. Diesen Mantel hatte er eben erst von dem Trödler gekauft, welcher dicht neben dem Egen-Apfel anwohnte, offenbar, um sich an dem kalten März-Abend vor der Kälte zu schützen, vielleicht auch, um sich unkenntlich zu machen. Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem Fenster der Schenke stehen, hörte zu, sah hinein und stampfte mit dem Fuße.

Endlich öffnete sich die Thür. Das schien er zu erwarten. Zwei Trinker kamen heraus. Der Lichtstrahl aus der Thür fiel auf ihre lustigen Gestalten. Der Mann im Mantel stellte sich unter einer Halle auf der andern Seite der Straße auf die Lauer.

»Donner und Wetter!« sagte der eine der beiden Trinker. »Sieben Uhr wird's gleich schlagen. Das ist die Stunde meines Rendez-vous.«

»Ich sage Euch,« versetzte sein Gefährte mit schwerer Zunge, »daß ich nicht auf der Straße des Mauvaisés-Paroles wohne, indignus qui inter mala verba habitat. Ich wohne auf der Straße Jean-Pain-Mollet, in vico Joannis-Pain-Mollet.« — »Ihr seid noch weit gehörter als ein Einhorn, wenn Ihr das Gegentheil behauptet.« — »Jedermann weiß, daß wer einmal auf einen Bären gestiegen ist, keine Furcht

hat; aber Ihr habt Euch die Nase an Leckerbissen abgedreht wie Saint-Jacques-de-l'Hôpital.»

»Mein Freund Johann, Ihr seid betrunken,« sagte der Andere.

Dieser antwortete, indem er hin- und her-taumelte: »Das beliebt Ihr zu sagen, Phöbus; aber es ist erwiesen, daß Plato das Profil eines Jagdhundes hatte.«

Der Leser hat ohne Zweifel schon unsere beiden Freunde wieder erkannt, den Hauptmann und den Schüler. Der Mann, welcher sie beobachtete, schien sie auch wieder erkannt zu haben, denn er folgte langsamen Schritts allen den Zickzacks, welche der Schüler den Capitain machen ließ, der als ein tapferer Trinker seine ganze Kaltblütigkeit behauptet hatte. Bei aufmerksamen Zuhörern konnte der Mann im Mantel ihre ganze interessante Unterhaltung vernehmen.

»Corbacque! bestrebt Euch doch geradeaus zu gehen, Herr Baccalaureus; Ihr wißt, daß ich Euch verlassen muß. Da schlägt es sieben Uhr. Ich habe ein Rendez-vous mit einem Frauenzimmer.«

»Laßt mich nur gehen! Ich sehe Sterne und feurige Lanzen. Ihr seid wie das Schloß von Dampmartin, welches vor Lachen berstet.«

»Bei den Warzen meiner Großmutter, das nenne ich Unsinn schwagen. — Doch he, Johann, habt Ihr kein Geld mehr?« —

»Herr Rector, es ist kein Fehler darin, das kleine Schlachthaus, *parva boucheria*.«

»Johann, mein Freund Johann! Ihr wißt, daß ich der Kleinen am Ende der St. Michaelsbrücke ein Rendez-vous geben will, daß ich sie nur zur Falourdel, der alten Bettel auf der Brücke, bringen kann, und daß ich das Zimmer bezahlen muß. Das alte Weib mit dem weißen Schnurrbarte wird mir keinen Credit geben. Johann, haben wir denn den ganzen Beutel des Pfaffen versoffen? Habt Ihr nicht einen Parisis mehr übrig?«

»Das Bewußtsein, die übrigen Stunden gut angewendet zu haben, ist eine gerechte und schmachhafte Würze des Mahls.«

»Donner und Wetter! Sagt mir, Teufels-Johann! Habt Ihr keine Münze mehr? Gebt her, beim Teufel, oder ich durchsuche Euch, und wäret Ihr ausfällig wie Hiob, und kräßig wie Cäsar!«

»Mein Herr, die Straße Gallache ist eine Straße, welche an einem Ende an die Straße de la Berrerie und am andern an die Straße de la Tixeranderie grenzt.«

»Nun gut, ja! mein lieber Freund Johann, mein armer Kamerad, die Strafe Galiache, das ist recht, sehr recht. Aber, in des Himmels Namen, kommt doch zur Besinnung. Ich brauche nur einen Pariser Sou, und das ist für sieben Stunden.«

»Still ringsum, und Licht gegeben!« schrie der Schüler und stimmte ein Lied an.

»Nun gut, Schüler des Antichrist, möchtest Du erdroffelt werden!« schrie Phöbus, und stieß den betrunkenen Schüler gegen die Mauer, so daß er auf das von Philipp-August herrührende Pflaster fiel. Durch einen Funken des brüderlichen Mitleidens bewogen, welches bei einem Trinker nie ganz erlischt, rollte Phöbus Johann mit dem Fuße auf eins von den Kopfkissen der Armen, welche die Vorsehung im Winkel aller Grenzsteine von Paris bereit hält, und welche die Reichen mit dem verächtlichen Namen Schmutzhaufen bezeichnen. Der Hauptmann legte den Kopf Johanns auf einen Haufen Kohlblätter, und in demselben Augenblicke fing der Schüler an in einem prächtigen Baryton zu schnarchen. Jedoch war im Herzen des Hauptmanns noch nicht aller Groll vergessen. — »Des sto schlimmer, wenn des Teufels-Karren Dich im Vorbeifahren aufpakt,« sagte er zum armen, eingeschlafenen Studenten, und entfernte sich.

Der Mann im Mantel, welcher ihm beständig nachgegangen war, blieb einen Augenblick vor dem daliegenden Schüler stehen, als wenn Unentschlossenheit ihn plagte; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, und folgte dem Hauptmanne nach.

Wir wollen, wie sie, Johann unter dem milden Blicke der schönen Gestirne schlafen lassen, und ihnen ebenfalls nachfolgen, wenn es dem geneigten Leser beliebt.

Der Capitain Phobus bemerkte, indem er in die Straße St. André-des-Arcs trat, daß ihn Jemand verfolgte. Er sah, indem er zufällig sich umblickte, eine Art von Schatten, welcher längs der Mauern ihm nachschlich. Er blieb stehen, der Schatten ebenfalls; er begab sich wieder auf den Weg, dieser desgleichen. Das beunruhigte ihn nur sehr wenig. — »Ach was!« sagte er bei sich selbst, »ich habe keinen Sou bei mir.«

Vor der Fagade des Collegiengebäudes von Autun machte er Halt. In diesem Collegium hatte er, wie er es zu nennen pflegte, seine Studien vollendet, und nach der Gewohnheit eines muthwilligen Schülers, welche bei ihm haften geblieben war, ging er nie vor diesem Gebäude vorbei, ohne der Bildsäule des Cardinals

Bertrand, welche rechts vor dem Portale stand, den Schimpf anzuthun, über welchen sich Priap in der Satire des Horaz: *Olim truncus eram ficulnus*, so bitter beklagt. Er hatte dabei so viel Eifer bewiesen, daß die Inschrift: *Eduensis episcopus*, fast ganz ausgelöscht war. So blieb er also, wie gewöhnlich, vor dieser Statue stehen. Während er dort steht, sieht er den Schatten, welcher mit so langsamen Schritten ihm näher kommt, daß er volle Zeit hat zu beobachten, wie dieser Schatten einen Mantel und einen Hut hat. Als er in seine Nähe gekommen war, blieb er stehen und blieb unbeweglich, als die Bildsäule des Cardinals Bertrand. Dabei heftete er auf Phöbus zwei starre Augen, aus denen dasselbe Licht strahlte, welches dem Auge einer Katze im Dunkeln eigen ist.

Der Capitain war muthig und würde sich sehr wenig um einen Räuber, mit dem Degen in der Faust bekümmert haben. Aber diese wandelnde Statue, dieser zu Stein gewordene Mensch, machte ihn kalt wie Eis. Damals liefen, Gott weiß, was für Geschichten umher, von einem Mönchs-Gespens, das zur nächtlichen Zeit in den Straßen von Paris umherstreifen sollte; die Erinnerung daran kam ihm verwirrt in den Kopf. Er blieb einige Minuten bestürzt stehen, dann

brach er das Schweigen, indem er sich zwang, zu lachen. — »Mein Freund, wenn Ihr ein Räuber seid, wie ich hoffe, so wird es Euch bei mir so gehen, wie einem Reiber, der eine Nußschale angreift. Ich gehöre einer heruntergekommenen Familie an, mein Lieber. Adressirt Euch hier nebenan. In der Kapelle dieses Collegiums gibt es Holz vom wahren Kreuze, welches in einem silbernen Behälter steckt.«

Die Hand des Schattens kam unter dem Mantel hervor, und fiel auf Phöbus' Arm nieder, mit der Schwere einer Adlerkralle. Zugleich fing der Schatten an zu sprechen: »Capitain Phöbus von Chanteaupers!«

»Was der Teufel!« sagte Phöbus, »Ihr wißt meinen Namen?«

»Ich weiß nicht allein Euren Namen,« versetzte der Mann im Mantel mit seiner Grabesstimme; »Ihr habt auch diesen Abend ein Rendez-vous.«

»Ja,« antwortete Phöbus erstaunt. — »Um sieben Uhr.« — »In einer Viertelstunde.« — »Bei der Falourdel.« — »Ganz recht.« — »Der Kuppelerin auf Pont St. Michel. Mit einem Frauenzimmer?« — »Confiteor.« — »Welche heißt...«

»Die Emeralda,« sagte Phöbus lustig. Seine ganze Sorglosigkeit war bei ihm nach und nach zurückgekehrt.



Bei diesem Namen schüttelte die Klaue des Schattens Phöbus Arm mit Wuth. »Capitain Phöbus von Chanteaupers, Du lügst!«

Wer in diesem Augenblicke das entflammte Gesicht des Capitains, den Satz, den er zurückthat mit einer solchen Hestigkeit, daß er sich von der Zange, die ihn gepackt hielt, los machte, die stolze Miene, mit der er seine Hand an sein Degengefäß legte, und vor diesem Zorne die distere Unbeweglichkeit des Mannes im Mantel — wer dieses Alles gesehen hätte, der hätte sich wahrlich entsetzt. Es war Etwas, wie der Kampf Don Juans mit der Statue. »Geist und Satan!« schrie der Capitain, »das ist ein Wort, welches selten zu dem Ohre eines Chanteaupers dringt! Du wirst nicht wagen, es zu wiederholen?«

»Du lügst!« sagte kaltblütig der Schatten.

Der Hauptmann knirschte mit den Zähnen. Mönchsgespens, Aberglauben, Alles hatte er in diesem Augenblicke vergessen. Er sah nur einen Menschen vor sich, der ihn beleidigt hatte. »Ha! das geht gut,« stammelte er mit vor Wuth erzitterter Stimme. Er zog seinen Degen, dann rief er zitternd vor Zorn: »Hier! sofort! frisch! den Degen! Blut muß ich sehen!«

Jedoch rührte sich sein Gegner nicht. Als

er den Hauptmann in der Parade liegen und bereit sah, zuzustoßen, sagte er: »Capitain Phöbus, Ihr vergeßt Euer Rendez-vous.«  
 Die Aufwallungen der Menschen von Phöbus Schlage sind wie Milchsuppen; deren Aufsteden ein einziger Tropfen kalten Wassers niederschlägt. Dieses einfache Wort machte, daß der Hauptmann den in seiner Hand funkelnden Degen sinken ließ.

»Capitain,« fuhr der Mann fort, »morgen, übermorgen, in einem Monate, in 10 Jahren, werdet Ihr mich bereit finden, Euch die Kehle abzuschneiden; aber geht sofort zu Eurem Rendez-vous.«

»In der That,« sagte Phöbus, als ob er mit sich selbst zu capituliren suchte, »das sind zwei lockende Abenteuer, ein Duell und ein Stellschwein; aber ich sehe nicht ein, warum ich das eine wegen des andern aussetzen sollte, da ich sie beide haben kann.«

Er steckte seinen Degen wieder in die Scheide.

»Geht zu Euerm Rendez-vous,« wiederholte der Unbekannte.

»Mein Herr,« antwortete Phöbus mit einiger Verlegenheit, »großen Dank für Eure Artigkeit. Allerdings wird es morgen noch immer

Zeit sein, uns die Uniform des Vater Adams zu zerfetzen. Ich weiß es Euch schönen Dank, daß Ihr mir erlaubt, noch ein Viertelstündchen angenehm zu verleben. Ich hoffte wohl, Euch in die Gasse zu legen, und noch immer zeitig genug zur Schönen zu kommen, um so mehr, da es zum guten Tone gehört, in solchen Fällen die Weiber etwas warten zu lassen. Aber Ihr scheint mir ein lustiger Bruder zu sein. Ich gehe daher zu meinem Rendez-vous. — Ach! Donner und Wetter! Ich vergaß! Ich habe keinen Heller, um die Miete für die Dachkammer zu bezahlen, und die alte Raze wird sich's wollen voraus bezahlen lassen. Sie wird Mißtrauen in mich setzen.

»Hier habt Ihr Geld, um zu zahlen.«

Phöbus fühlte aus der kalten Hand des Unbekannten ein großes Stück Geld in die feine Hand fallen. Er konnte sich nicht enthalten, dieses Geld zu nehmen, und die Hand zu drücken.

»Wahrhaftig,« rief er aus, »Ihr seid eine gute Seele!«

»Eine Bedingung,« sagte der Mann. »Beweist mir, daß ich Unrecht habe, und daß Ihr die Wahrheit geredet habt. Versteckt mich in irgend einem Winkel, von wo aus ich mich überzeugen kann, ob es wirklich das Frauenzimmer ist, dessen Namen Ihr genannt habt.«

»D,« antwortete Phöbus, »das ist mir ganz gleichgültig. Wir wollen die Kammer zu Sainte-Marthe nehmen, Ihr könnt aus dem Loch nebenan nach Eurem Belieben zusehen.«

»Kommt also,« erwiederte der Schatten.

»Zu Euern Diensten,« sagte der Capitain. »Ich weiß nicht, ob Ihr nicht der Herr Diabolus in höchst eigner Person seid; aber laßt uns heute Abend gute Freunde sein, morgen will ich Euch alle meine Schulden mit der Börse und mit dem Degen bezahlen.«

Sie begaben sich eiligst auf den Weg. Nach Verlauf einiger Minuten merkten sie an dem Rauschen des Stroms, daß sie sich auf der St. Michaels-Brücke befanden, welche damals noch mit Häusern bebaut war. — »Ich werde Euch sogleich hineinführen,« sagte Phöbus zu seinem Gefährten, »dann will ich hingehen, und die Schöne holen, welche mich beim kleinen Châtelet erwartet.« Der Gefährte antwortete nicht; so lange sie neben einander hergegangen waren, hatte er noch kein Wort gesprochen. Phöbus blieb vor einer niedrigen Thür stehen, und klopfte stark an; ein Licht erschien durch die Spalten der Thür. »Wer da?« rief die Stimme eines zahllosen alten Weibes. — »Donner und Hagel!« antwortete der Hauptmann. Die Thür

öffnete sich sofort, und ließ die Ankommenden ein altes Weib und eine alte Lampe sehen, welche beide zitterten. Die Alte ging ganz krumm, war mit Lumpen bedeckt, wackelte mit dem Kopfe, hatte tiefliegende kleine Augen, einen schmutzigen Lappen um den Kopf gewickelt, und Runzeln an den Händen, im Gesicht und am Halse; ihre Lippen traten unter ihr Zahnfleisch zurück, und sie hatte rings um den Mund weiße Haare, welche ihr das Ansehen einer Katze gaben. Das Innere der Hütte war nicht weniger zerfallen als sie; weiße Mauern und schwarze Balken an der Decke, ein Kamin ohne Ringmauer, Spinnweben in allen Ecken; in der Mitte mehre wacklige Tische und Schemel, ein schmutziges Kind in der Asche, und im Hintergrund eine Treppe, oder vielmehr eine hölzerne Leiter, welche zu einer Fallthür in der Decke führte. Beim Eintreten in diesen Ort zog der geheimnißvolle Begleiter des Phöbus seinen Mantel bis an die Augen in die Höhe. Unterdessen keilte sich der Hauptmann, immer fluchend, wie ein Sarazene, seinen Thaler zu zeigen. »Das Zimmer zur heiligen Martha,« sagte er.

Die Alte nannte ihn gnädiger Herr, und steckte den Thaler in eine Schublade. Es war das Gelbstück, welches der Mann im schwarzen

Mantel Phöbus gegeben hatte. Während sie den Rücken wandte, näherte sich der kleine zerlumpte Knabe, welcher in der Asche spielte, geschickt der Schublade, nahm den Thaler heraus, und steckte statt desselben ein trockenes Blatt hinein, welches er aus einem Reisbündel herausgepflückt hatte.

Die Alte gab den beiden Edelleuten, wie sie sie nannte, ein Zeichen, ihr zu folgen und stieg vor ihnen die Leiter in die Höhe. Angeworfen in dem obern Stock, setzte sie die Lampe auf einen Koffer, und Phöbus, welcher in dem Hause sehr bekannt schien, öffnete eine Pforte, welche in ein dunkles Gemach führte. »Tretet da hinein,« sagte er zu seinem Begleiter. Der Mann im Mantel gehorchte, ohne ein Wort zu erwidern; die Thür fiel hinter ihm wieder zu, er hörte, daß Phöbus sie zuriegelte, und gleich darauf die Treppe mit der Alten hinabstieg. Das Licht war verschwunden.

### VIII.

Wie nützlich die Fenster sind, welche die Aussicht auf den Fluß haben.

Claude Frollo (denn wir setzen voraus, daß der Leser in diesem ganzen Abenteuer kein anderes Mönchsgespensst erblickt hat, als den Archi-

diaconus), Claude Frollo tappte einige Augenblicke in dem finstern Versteck umher, wo ihn der Hauptmann eingeriegelt hatte; es war einer von den Winkeln, welche die Baumeister oft bei der Verbindung des Daches und der Grundmauer übrig behalten; er hatte den Durchschnitt eines Dreiecks. Uebrigens war weder ein Fenster noch eine Dachluke darin und die Neigung, des Daches verhinderte ihn, aufrecht zu stehen. Claude kauerte sich also in den Staub nieder und in den unter ihm abbröckelnden Kalk; sein Kopf brannte; indem er mit den Händen um sich her suchte, fand er auf der Erde ein Stück zerbrochenen Glases, welches er an seine Stirn drückte, und dessen Kühle ihn etwas erleichterte.

Was in diesem Augenblick in der dunkeln Seele des Archidiaconus vorging? Er und Gott können es allein wissen. Aber gewiß ist, daß die verwirrten Gedanken an die Esmeralda, an Phöbus, an Jakob Charmolue, an seinen von ihm auf der Straße liegend zurückgelassenen, geliebten Bruder in seinem Geiste eine furchtbare Gruppe bildeten.

Er wartete seit einer Viertelstunde; es kam ihm vor, als hätte er ein Jahrhundert durchwacht. Plötzlich hörte er die Fugen der hölzernen Treppe knirschen; Jemand stieg herauf.



Die Fallthür öffnete sich; ein Licht kam zum Vorschein. In der wurmstichigen Thür seines Verstecks war eine ziemlich breite Spalte; er drückte sein Gesicht an dieselbe. So konnte er Alles bemerken, was in dem benachbarten Zimmer vorging. Die Alte mit dem Katzen Gesichte kam zuerst herauf, ihre Lampe in der Hand; dann Phöbus, welcher sich den Schnurrbart strich, und dann eine dritte Person, die schöne und reizende Gestalt der Esmeralda. Der Priester sah sie wie eine blendende Erscheinung aus der Erde hervorsteigen. Claude zitterte, eine Wolke lagerte sich auf seine Augen, seine Pulse klopfen gewaltsam, Alles lärmte und drehte sich rings um ihn; er sah und hörte nichts mehr.

Als er zur Besinnung zurückkam, waren Phöbus und die Esmeralda allein, und saßen auf dem hölzernen Koffer neben der Lampe, welche diese beiden jugendlichen Gestalten, und ein elendes Bett im Hintergrunde der Dachkammer beleuchtete.

Neben dem Bette war ein Fenster, dessen Glas eingeschlagen, wie ein Spinnweben, aus welchem der Regen niedergefallen ist, und das durch seine zerbrochenen Scheiben ein Stück vom Himmel und den unter einigen lichten Wolken versteckten Mond sehen ließ.

Das junge Mädchen war roth, verwirrt und zitterte. Ihre langen, herabgesenkten Augenwimpern beschatteten ihre Purpurwangen. Der Officier, auf den sie nicht die Augen zu erheben wagte, strahlte vom Feuer. Mechanisch und mit einer reizenden Geberde von Verlegenheit, zeichnete sie mit der Spitze ihres Fingers unzusammenhängende Linien auf die Bank, und sah auf ihren Finger nieder. Ihren Fuß sah man nicht, die Ziege hatte sich darauf gelagert.

Don Claude konnte nur mit Mühe das verstehen, was sie sagten, so sehr kochte und brauste ihm das Blut vor den Ohren.

Eine verliebte Plauderei ist eine ziemlich alltägliche Sache. Es ist ein Beständiges »Ich liebe Dich;« eine für den gleichgültigen Zuhörer sehr nackte und thörichte Redensart, wenn sie nicht etwas ausgeschmückt ist; aber Claude hörte nicht gleichgültig zu.

»Ach!« sagte das junge Mädchen, ohne die Augen aufzuschlagen, »verachtet mich nicht, Herr Phöbus. Ich fühle, daß das, was ich gethan habe, unrecht ist.«

»Euch verachten, schönes Kind!« antwortete der Officier mit der Miene einer überlegenen und vornehmen Galanterie, »Euch verachten, beim Haupte Gottes, und warum?«

»Daß ich Euch gefolgt bin.«

»In dieser Hinsicht, meine Schöne, verstehen wir uns nicht. Ich müßte Euch nicht verachten, sondern Euch hassen.«

Das junge Mädchen sah ihn erschrocken an.

— »Mich hassen? Was habe ich Euch denn gethan?«

»Daß Ihr Euch erst so sehr habt bitten lassen.«

»Ach!« sagte sie, — »ich bin einem Gelübde untreu geworden — ich werde meine Aeltern nicht wieder finden, — das Amulet wird seine Kraft verlieren. Aber was schadet das? Was bedarf ich jetzt eines Vaters oder einer Mutter?«

Bei diesen Worten heftete sie ihre großen Augen, feucht von Freude und Zärtlichkeit, auf den Hauptmann.

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich Euch verstehe!« rief Phöbus.

Die Esmeralda schwieg einen Augenblick, dann trat eine Thräne in ihre Augen, ein Seufzer auf ihre Lippen und sie sprach: »Ach! gnädiger Herr, ich liebe Euch.«

Kings um das junge Mädchen lag ein solcher Nimbus von Keuschheit und Tugend verbreitet, daß Phöbus sich bei ihr nicht ganz be-

haglich fühlte. Sedoch dieses Wort ermutigte ihn. — »Ihr liebt mich!« sagte er mit Entzücken, und schlang seinen Arm um die Aegypterin. Er wartete nur auf diese Gelegenheit.

Der Priester sah es, und probirte mit der Fingerspitze die Spitze eines Dolches, welchen er in seinem Busen verborgen gehalten hatte.

»Phöbus,« fuhr die Zigeunerin fort, indem sie sanft die Hände des Hauptmanns von ihrem Gürtel losmachte, »Ihr seid bieder, ihr seid großmüthig und schön. Ihr habt mich gerettet, die ich nur ein armes aus Böhmen verlornes Kind bin. Seit langer Zeit träume ich von einem Officier, welcher mir das Leben rettet. Von Euch träumte ich, ehe ich Euch kannte, mein Phöbus; mein Traum hatte eine schöne Uniform, eine stolze Miene, einen Degen; Ihr heißt Phöbus, das ist ein schöner Name; ich liebe Euern Namen, ich liebe Euern Degen. Zieht doch Euern Degen heraus, Phöbus, daß ich ihn sehe.«

»Kind!« sagte der Hauptmann, und er zog lächelnd seinen Degen aus der Scheide. Die Zigeunerin betrachtete den Griff, die Klinge, untersuchte mit einer ehrfurchtsvollen Neugier die Chiffer der Garde, und küßte den Degen, indem sie zu ihm sagte: »Du bist der Degen

eines tapfern Mannes. Ich liebe meinen Hauptmann.«

Phöbus benutzte diese Gelegenheit, um sie auf ihren schönen, herabgebogenen Nacken zu küssen, wobei das junge Mädchen mit Scharlach überdeckt wurde. Der Priester knirschte dabei mit den Zähnen.

»Phöbus,« verfezte die Zigeunerin, »laßt mich zu Euch reden. Geht doch einmal auf und nieder, damit ich Euch in Eurer ganzen Höhe sehe und Eure Sporen klingen höre. Wie schön Ihr seid!«

Der Hauptmann stand auf, ihr zu gefallen, indem er mit dem Lächeln der Selbstzufriedenheit murmelte: »Aber seid doch kein Kind! — Aber, Schöne, habt Ihr mich wohl im Staatskleide gesehen?«

»Ach nein!« antwortete sie.

»Das ist erst schön.« — Phöbus setzte sich wieder neben sie nieder, aber weit näher als vorherhin. — »Hört zu, meine Schöne...«

Die Aegypterin gab ihm mit ihrer kleinen hübschen Hand einige leise Schläge auf den Mund, mit einer närrischen, anmuthigen und fröhlichen Kindlichkeit. — »Nein, nein, ich werde Euch nicht anhören. Liebt Ihr mich? Ich will, daß Ihr mir sagt, ob Ihr mich liebt.«

»Ob ich Dich liebe? Engel meines Lebens!« rief der Hauptmann, indem er sich halb auf die Knie warf. »Mein Blut, meine Seele, mein Vermögen, Alles gehört Dir, Alles steht Dir zu Gebote. Ich liebe Dich und habe immer nur Dich geliebt.«

Der Hauptmann hatte diese Redensart bei so mancher ähnlichen Gelegenheit so oft wiederholt, daß er sie ganz in einem Athem vortrug, ohne einen Gedächtnißfehler zu begehen. Bei dieser leidenschaftlichen Erklärung erhob die Zigeunerin ihre Augen zur Decke des Zimmers mit dem Ausdrucke eines englischen Glückes. — »Ach!« flüsterte sie, »das ist der Augenblick, wo man sterben sollte.« — Phöbus fand den Augenblick passend, um ihr einen neuen Kuß zu rauben, welcher den unglücklichen Archidiaconus in seinem Winkel mit neuer Marter qualte.

»Sterben!« rief der verliebte Capitain. »Was sagt Ihr da, schöner Engel? Hier heißt's leben, oder Jupiter ist nur ein Schlingel! sterben beim Beginn einer so süßen Angelegenheit! Donner und Wetter, was für ein Scherz! — So ist's nicht. Hört mich an, meine theure Similar... Esmenarda... Verzeiht! aber Ihr habt einen so seltsamen sarazenischen Namen, daß ich mich nicht daraus finden kann. Er ist wie ein

Gebüsch, in welchem ich immer hängen bleibe.«  
 — »Mein Gott,« sagte das arme Mädchen,  
 »ich hielt diesen Namen für hübsch, wegen seiner  
 Seltsamkeit. Aber da er Euch mißfällt, will  
 ich mich lieber Goton nennen.«

»Ach! wir wollen uns um eines so gerin-  
 gen Umstandes nicht abhärmen, meine Reizende!  
 Es ist ein Name, an den ich mich gewöhnen  
 muß. Das ist Alles. Wenn ich ihn erst einmal  
 auswendig weiß, wird es schon von selbst gehen.  
 Hört mich also an, meine theure Similar: ich  
 bete Euch leidenschaftlich an. Ich liebe Euch  
 wahrhaftig, daß es ein Wunder ist. Auch kenne  
 ich eine Kleine, die darüber vor Wuth bersten  
 wird ...«

Das eifersüchtige Mädchen unterbrach ihn:  
 »Wer ist das?«

»Was macht das bei uns aus?« sagte Phö-  
 bus; »liebt Ihr mich?« — »Ach!« sagte sie. —  
 »Nun gut! das ist die Hauptsache. Ihr werdet  
 sehen, wie sehr ich Euch auch liebe. Mich soll  
 der große Teufel Neptunus lebendig aufspießen,  
 wenn ich Euch nicht zum glücklichsten Geschöpfe  
 auf der Welt mache. Wir werden irgend wo  
 eine hübsche Wohnung bekommen. Ich werde  
 meine Leute unter Euren Fenstern in Parade  
 vorbeiziehen lassen. Sie sind alle beritten und



übertreffen die des Hauptmann Mignon bei weitem. Einige haben Spieße, andere Armbrüste und noch andere Hand-Feldschlangen. Ich will Euch auch zu den großen Sehenswürdigkeiten der Pariser im Speicher von Kully führen. 80,000 Helme, 30,000 weiße Harnische, die 67 Handwerksbanner, die Standarten des Parlaments, der Rechnungskammer, des General-schatzes, der Münzgehülfsen; kurz, ein verteufler Plunder! Auch sollt Ihr die Löwen im königlichen Schlosse sehen, welches gelbe Bestien sind. Das sehen alle Frauenzimmer gern.

Während dieser Worte des Hauptmanns war das junge Mädchen ganz in Gedanken und träumte bei dem Tone seiner Stimme, ohne auf den Inhalt seiner Worte zu hören.

»Ja, Ihr sollt glücklich werden!« fuhr der Hauptmann fort, und zu gleicher Zeit löste er leise den Gürtel der Zigeunerin.

»Was macht Ihr denn?« sagte sie lebhaft. Diese Gewaltthat hatte sie aus ihrer Träumerei erweckt.

»Nichts,« antwortete Phöbus; »ich sagte nur, daß Ihr diesen ganzen närrischen Anzug ablegen müßt, wenn Ihr bei mir sein werdet.«

Sie wurde nachdenkend und schwieg.

Der Capitain, durch ihre Sanftmuth drei-

ster gemacht, faßte sie um den Leib, fing dann an, nach und nach das Corset des armen Kindes aufzuschüren und brachte ihr Halstuch so in Unordnung, daß der keuchende Priester die schöne, nackte, braune und runde Schulter der Zigeunerin daraus hervortreten sah wie den Mond, welcher im Nebel am Horizonte aufgeht.

Das junge Mädchen ließ Phöbus gewähren. Sie schien nichts zu bemerken. Das Auge des kühnen Hauptmanns funkelte.

Plötzlich wandte sie sich nach ihm um und sagte zu ihm mit dem Ausdrucke einer unendlichen Liebe: »Phöbus, unterrichte mich in Deiner Religion.«

»In meiner Religion?« rief lachend der Hauptmann. »Ich Euch unterrichten in meiner Religion! Donner und Wetter! was wollt Ihr mit meiner Religion anfangen?«

»Um uns zu heirathen,« antwortete sie.

Die Figur des Hauptmanns nahm den gemischten Ausdruck von Erstaunen, von Verachtung, Sorglosigkeit und ungezügelter Leidenschaft an. — »Ach was? heirathet man sich etwa?«

Die Zigeunerin wurde blaß und ließ traurig ihren Kopf auf ihre Brust herabsinken. — »Schöne Geliebte,« versetzte Phöbus zärtlich, »was sind das für Thorheiten? Das ist wohl

etwas Wichtiges, eine Heirath! Liebt man sich etwa weniger, weil man in der Bude eines Priesters kein Latein geschluckt hat?« Bei diesen Worten wurde seine Stimme so lockend als möglich. Er näherte sich der Zigeunerin wieder, seine liebkosenden Hände nahmen um diesen so zarten und schlanken Leib ihren alten Platz ein, sein Auge entzündete sich immer mehr und mehr, und Alles kündigte an, daß Herr Phöbus sich einem der Augenblicke näherte, in welchen Jupiter selbst so viele Dummheiten beging, daß der gute Homer genöthigt ist, eine Wolke zu seiner Hülfe herbeizurufen.

Don Claude jedoch sah Alles. Dieser breitschultrige Priester, welcher bis dahin zur strengsten Keuschheit des Klosters verdammt gewesen war, schauderte und kochte bei dieser Liebescene. Das junge und schöne Mädchen, welches sich dem feurigen, jungen Manne so dahingab, machte, daß das Blut in seinen Adern wie geschmolzenes Blei floß. Er verspürte in sich selbst außerordentliche Bewegungen, sein Auge hastete mit einer lüsternden Eifersucht an jeder losgehenden Nadel. Wer in diesem Augenblicke die Gestalt des Unglücklichen gesehen hätte, wie er sich an die wurmstichige Thür preßte, hätte glauben sollen, einen Tiger zu sehen, welcher aus dem

Hintergrunde eines Käfigs einem Schakal zusieht, welcher eine Gazelle verschlingt.

Plötzlich nahm Phöbus mit einer schnellen Bewegung das Halstuch der Zigeunerin weg. Das arme Kind, welches bleich und nachdenkend geblieben war, erwachte wie aus dem Schlafe; sie entfernte sich plötzlich von dem unternehmenden Officier, und indem sie von Schaam übergoßen und stumm einen Blick auf ihre nackten Schultern warf, kreuzte sie ihre beiden Arme über ihren Busen, um ihn zu bedecken. Ohne die brennende Röthe auf ihren Wangen hätte man sie für eine Bildsäule der Schaam halten können. Ihre Augen blieben am Boden geheftet.

Unterdessen hatte die Bewegung des Hauptmanns das geheimnißvolle Amulet, welches sie am Halse trug, bloßgestellt.

»Was ist das?« sagte er, diesen Vorwand ergreifend, um sich dem schönen Wesen, welches er wild gemacht hatte, wieder zu nähern.

»Fast es nicht an!« antwortete sie lebhaft; »es ist mein Schutzengel. Er wird mich meine Familie wiederfinden lassen, wenn ich dessen würdig bleibe. O, laßt mich gehen, Herr Capitain! meine Mutter! meine arme Mutter! wo bist Du! Komm mir zu Hülfe! Gnade, Herr Phöbus! gebt mir mein Halstuch wieder!«



Phöbus trat zurück und sagte in einem kalten Tone: »Ha! Mademoiselle, ich sehe wohl, daß Ihr mich nicht liebt!«

»Ich ihn nicht lieben!« rief das arme, unglückliche Kind, und zu gleicher Zeit stürzte sie sich dem Capitain in die Arme, welchen sie neben sich niederzog. »Ich liebte Dich nicht, mein Phöbus! Was sagst Du da, böser Mensch, um mir das Herz zu durchbohren? Ach! nimm mich hin, mein Alles! Mach mit mir, was Du willst! ich gehöre Dir an. Was hilft mir das Amulet! Was hilft mir meine Mutter! Du bist meine Mutter, da ich Dich liebe! Phöbus, mein heißgeliebter Phöbus, siehst Du mich? ich bin's, sieh mich an; es ist die Kleine, welche Du nicht gern zurückstoßen wirst, welche selbst kommt, Dich aufzusuchen. Meine Seele, mein Leben, mein Körper, meine Person, Alles gehört Dir, mein Capitain. Nun gut, nein! wir wollen uns nicht heirathen, das mißfällt Dir, und dann, was bin ich denn? ein elendes Mädchen von der Straße, während Du, mein Phöbus, ein Edelmann bist. Wahrhaftig, eine schöne Geschichte! eine Tänzerin und ein Officier sich einander heirathen! Ich war toll. Nein, Phöbus, nein, ich will Deine Geliebte, Dein Vergnügen sein, wenn Du willst; ein Mädchen, das Dir gehört. Ich

bin nur dazu geboren, beschimpft, verachtet, entehrt zu werden; aber was schadet das! geliebt bin ich! Ich werde die stolzeste und die vergnügteste unter den Weibern sein. Und wenn ich alt werde oder häßlich, Phöbus, wenn ich nicht mehr gut genug sein werde, um mich zu lieben, gnädiger Herr, dann werdet Ihr mich noch um Euch dulden, um Euch zu dienen. Andere werden Euch Schärpen stecken; ich, Eure Magd, werde dafür Sorge tragen. Ihr werdet Euch Eure Sporen putzen, Eure Kleider bürsteln und Eure Reitstiefeln reinigen lassen. Nicht wahr, mein Phöbus, dieses Mitleiden werdet Ihr mit mir haben? Unterdessen nehmt mich hin! Da, Phöbus, Alles gehört Dir, liebe mich nur! Wir Zigeunerinnen bedürfen nur der Luft und der Liebe.»

Bei diesen Worten schlang sie ihre Arme um den Hals des Officiers; sie sah ihn von oben bis unten an, mit einem stehenden und in Thränen ersterbenden Blicke. Der berauschte Capitain heftete seine brennenden Lippen auf diese schönen afrikanischen Schultern.

Möglich sah sie über Phöbus Kopf einen andern Kopf; eine bleiche, verzerrte Gestalt mit dem Blicke eines ewig Verdammten; bei dieser Gestalt war eine Hand mit einem Dolche. Es

war die Gestalt und die Hand des Priesters, er hatte die Thür erbrochen und war da. Phöbus konnte ihn nicht sehen. Das junge Mädchen blieb unbeweglich, versteinert und stumm bei dieser furchtbaren Erscheinung wie eine Taube, welche den Kopf in dem Augenblicke erhebt, wo der Nachtrabe mit seinen runden Augen in ihr Nest sieht.

Sie konnte keinen Laut von sich geben. Sie sah den Dolch auf Phöbus niederfallen und sich wieder rauchend erheben. — »Verflucht!« sagte der Capitain und sank zusammen.

Sie fiel in Ohnmacht. In dem Augenblicke, wo ihre Augen sich schlossen, wo alles Gefühl sich in ihr verlor, glaubte sie auf ihren Lippen ein brennendes Feuer zu empfinden, einen glühendern Kuß als das rothe Eisen des Henkers. Als sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde, war sie von Soldaten der Wache umgeben; man trug den Capitain in seinem Blute schwimmend von dannen; der Priester war verschwunden; das Fenster im Hintergrunde des Zimmers, welches auf den Fluß hinausging, stand ganz offen; man raffte einen Mantel auf, welcher, wie man voraussetzte, dem Officier gehörte und sie hörte die Worte: »Das ist eine Here, welche einen Officier erdolcht hat.«

## Siebentes Buch.

### I.

Der in ein trocknes Blatt verwandelte Thaler.

Gringoire und der ganze Wunderhof befanden sich in einer tödtlichen Unruhe. Seit einem ganzen Monat wußte man nicht, was aus der Esmeralda geworden war, und das bekümmerte den Herzog von Aegypten und ihre Freunde, die Gauner, sehr; eben so wenig wußte man, was aus ihrer Ziege geworden war, was den Schmerz Gringoire's noch verdoppelte. Eines Abends war die Zigeunerin verschwunden und hatte seitdem kein Zeichen des Lebens von sich gegeben. Alle Nachforschungen waren ohne Erfolg geblieben. Einige Vagabonden sagten zu Gringoire, daß sie ihr an diesem Abend in der Gegend von der St. Michaels-Brücke begegnet wären; aber dieser Ehemann nach unserer Mode war ein ungläubiger Philosoph, und wußte besser als irgend Jemand, wie sehr seine Frau noch Jungfrau war. Er war also von dieser Seite ganz ruhig. — Aber er konnte sich dieses Verschwinden gar



nicht erklären. Es war ein tiefer Kummer. Er wäre noch magerer dabei geworden, wenn es möglich gewesen wäre. Er hatte Alles darüber vergessen, sogar seine literarischen Beschäftigungen, sogar sein großes Werk: »De figuris regularibus et irregularibus,« welches er für das erste Geld, das er in die Hände bekäme, drucken lassen wollte.

Eines Tages, als er trübselig vor dem Criminal-Gefängnisse vorbeiging, bemerkte er ein Gedränge an einem der Thore des Gerichtspalastes. — »Was gibts da?« fragte er einen jungen Menschen, welcher da herauskam.

»Ich weiß es nicht,« antwortete dieser. »Man sagt, es werde eine Frau gerichtet, welche einen Officier erwürgt hat. Wie es scheint, so steckt Hererei dahinter, der Bischof und der Official haben Einsprache gethan, und mein Bruder, welcher Archidiaconus von Jofas ist, bürgt mit seinem Leben dafür. Nun wollte ich mit ihm sprechen, aber ich habe noch nicht an ihn kommen können, wegen des Gedränges, und das ist mir sehr fatal, denn ich habe Geld nöthig.«

»Ach, mein Herr,« sagte Gringoire, »ich wollte, ich könnte Euch welches leihen; aber wenn meine Taschen durchlöchert sind, so sind die Thaler nicht schuld daran.«

Er wagte es nicht, dem jungen Manne zu sagen, daß er seinen Bruder, den Archidiaconus kenne, zu welchem er seit jener Scene in der Kirche nicht zurückgekehrt war, ein Umstand, der ihn sehr in Verlegenheit setzte.

Der Schüler ging seines Weges weiter, und Gringoire fing an, dem Gedränge zu folgen, welches die Treppe zum großen Gerichtszimmer hinaufführte. Er glaubte, es gäbe nichts Passenderes, um die Melancholie zu zerstreuen. Das Volk, unter welches er sich gemischt hatte, ging und drängte sich schweigend. Nach einem langweiligen Durchzuge durch einen langen, finstern Gang, welcher wie ein innerer Kanal durch das Gebäude hinlief, kam er endlich bei einer niedrigen Thür an, welche in einen Saal führt, den seine hohe Figur ihm erlaubte mit dem Blicke zu durchforschen über die schwankenden Köpfe der hineindringenden Menge.

Der Saal war groß und finster, wodurch er noch größer erschien. Der Tag ging zu Ende; die hohen, gothischen Fenster ließen nur einen blassen Schimmer durchdringen, welcher verlöschte, ehe er die gewölbte, mit tausend ausgehauenen Figuren geschmückte Decke erreichte. Mehrere Kerzen waren hier und da auf den Tischen umher angezündet und bestrahlten die



Köpfe der auf die vor ihnen liegenden Acten gebückten Registratoren. Den vordern Theil des Saals hatte die Menge besetzt; zur Rechten und Linken saßen Männer in langen Gewändern an den Tischen; im Hintergrunde eine Menge von Richtern, deren letztere Reihen sich in der Finsterniß verloren; unbewegliche und finstere Gesichter. Die Mauern waren mit Lilien bemalt. Ueber den Richtern unterschied man ein großes Crucifix und überall Piken und Helmbarden, deren Spitzen im Kerzenlichte flimmerten.

»Mein Herr,« fragte Gringoire einen seiner Nachbarn, »was bedeuten denn da unten die wie Prälaten auf einem Concil in Reihe und Glied sitzenden Personen?«

»Mein Herr,« sagte der Nachbar, »rechts sind es die Rätbe der großen Kammer, links die Rätbe des Civilgerichts; die Herren in schwarzen Mänteln und die Herren in rothen Mänteln.«

»Da über ihnen,« fragte Gringoire wieder, »was ist das für ein rother, schwißender Dickkopf?«

»Das ist der Herr Präsident.«

»Und die Schöpfe hinter ihm?« fuhr Gringoire fort, welcher, wie wir schon gesagt haben, die obrigkeitlichen Personen nicht liebte. Das

hing vielleicht mit dem Grolle zusammen, den er seit seinem dramatischen Unglücke gegen den Gerichtspalast hegte.

»Das sind die Herrn Requetenmeister (Berichterstatter über die Bittschriften) des Königs.«

»Und vor jenen, der Eber?«

»Das ist der Herr Registrator vom Parlamente.«

»Und links, das Crocobil?«

»Meister Philipp Lheulier, außerordentlicher königlicher Advocat.«

»Und die große schwarze Katze?«

»Meister Jakob Charmolue, königlicher Procurator des Königs beim Gerichtshofe der Kirche, nebst den übrigen Mitgliedern des geistlichen Gerichts.«

»Aber, mein Herr,« sagte Gringoire, »was wollen alle diese braven Leute hier machen?« — »Sie richten.« — »Wen richten sie denn? Ich sehe keinen Angeklagten.«

»Es ist ein Frauenzimmer, mein Herr. Ihr könnt sie nicht sehen; sie dreht uns den Rücken zu und das Gedränge verbirgt sie uns. Wartet einmal, da ist sie, wo Ihr die Gruppe von Partisanen seht.«

»Was ist das für ein Weib?« fragte Gringoire. »Wißt Ihr ihren Namen?«

»Mein, mein Herr, ich bin erst eben angekommen. Ich setze nur voraus, daß Hererei dahinter steckt, weil der Official dem Processe beivohnt.«

»Nur zu!« sagte unser Philosoph, »wir wollen einmal sehen, wie diese Leute in der Kube Menschenfleisch essen. Das ist ein Schauspiel wie jedes andere.«

»Mein Herr,« bemerkte der Nachbar, »findet Ihr nicht, daß Meister Jakob Charmolue eine sehr sanfte Miene hat?«

»Hm!« antwortete Gringoire, »ich traue keiner Sanftmuth, welche zugekniffene Nasenlöcher und spizige Lippen hat.«

Hier geboten die Umstehenden den beiden Schwägern Ruhe. Man hörte einer wichtigen Angabe zu.

»Gnädige Herren,« sagte mitten im Saale ein altes Weib, »die Sache ist so wahr, als ich die Falourdel bin, die seit 40 Jahren auf der Michelsbrücke wohnt, und Abgaben, Schoß und Steuern richtig zahlt, gerade dem Hause von Tassin=Caillart, dem Färber, gegenüber, welcher auf der Seite stromaufwärts wohnt. — Jetzt ein armes, altes Weib, sonst ein hübsches, junges Mädchen, gnädige Herren! — Man sagte vor einigen Tagen zu mir: spinnt nicht zu viel

des Abends; der Teufel hechelt gern mit seinen Hörnern die Kunkel der alten Weiber. Es ist gewiß, daß das Mönchsgespent, welches voriges Jahr sich beim Temple aufhielt, jetzt hier in der Cité spukt. La Falourdel, nehmt Euch in Acht, daß er nicht an Eure Thür pocht. — Eines Abends — ich spann eben — klopfte man an meine Thür. Ich frage, wer da ist. Man flucht. Ich öffne. Zwei Männer treten ein. Ein Schwarzer mit einem schönen Officier. Man sah nur die Augen von dem Schwarzen, zwei glühende Kohlen. Alles Uebrige war Mantel und Hut. Da sagen sie zu mir: Die Kammer zu St. Martha. — Das ist meine obere Kammer, gnädige Herren, meine reinlichste. — Sie geben mir einen Thaler. Ich stecke den Thaler in meine Schublade und denke: dafür kauft Du morgen Kalbaunen. — Wir steigen hinauf. Als wir in der Kammer im obern Stock angekommen sind, während ich den Rücken wende, ist der schwarze Mann verschwunden. Das setzte mich ein wenig in Erstaunen. Der Officier, welcher schön war wie ein vornehmer Herr, steigt mit mir wieder hinab. Er geht weg. Während ich wohl ein Bierheil Hanf spinne, kommt er zurück mit einem schönen jungen Mädchen, einer Puppe, welche gegläntzt



hätte wie eine Sonne, wenn sie einen Kopfschub gehabt hätte. Sie hatte einen großen Bock bei sich, einen großen Bock, schwarz oder weiß, das weiß ich nicht mehr. Das machte mich nachdenkend. Das Mädchen, das geht mich nichts an, aber der Bock! Ich liebe diese Thiere nicht, sie haben einen Bart und Hörner. Das sieht einem Manne ähnlich. Und dann riecht's nach dem Herrentanze. Jedoch ich sagte nichts. Ich hatte den Thaler. Das ist recht; nicht wahr, Herr Richter? Ich lasse das Mädchen und den Capitain oben hinaufsteigen und lasse sie allein, nämlich mit dem Bocke. Ich steige wieder hinunter und fange wieder an zu spinnen. — Ich muß Euch sagen, daß mein Haus ein Erdgeschos und ein erstes Stockwerk hat; es hat hinter sich den Strom wie die übrigen Häuser der Brücke, und das Fenster des Erdgeschosses wie das des ersten Stocks gehen auf den Strom. — Ich war im besten Spinnen. Ich weiß nicht, warum ich an das Mönchsgespinnst dachte, welches der Bock mir in den Kopf gesetzt hatte, und dann war das schöne Mädchen ein Bißchen wild austaffirt. — Mönchlich höre ich oben ein Geschrei und etwas auf den Boden fallen und das Fenster sich öffnen. Ich laufe an das Fenster, welches unten ist und

ich sehe vor meinen Augen eine schwarze Masse ins Wasser fallen. Es war ein als Priester gekleidetes Gespenst. Es war heller Mondenschein. Ich habe es sehr gut gesehen. Es schwamm nach der Cité zu. Darauf rufe ich, noch ganz zitternd, die Nachtwache. Diese Herren treten ein, und im ersten Augenblicke, da sie nicht wußten, warum es sich handle, haben sie mich geschlagen. Ich setzte es ihnen auseinander. Wir steigen hinauf, und was finden wir da? Meine arme Kammer ganz im Blute schwimmend, den Hauptmann seiner Länge nach auf dem Boden liegend mit einem Dolche im Nacken, das Mädchen sich todt stellend, und den Bock ganz wild geworden. — Gut, sagte ich, ich werde 14 Tage lang den Fußboden abwaschen müssen. Ich werde ihn abfragen müssen, das wird schrecklich sein. — Man hat den Officier weggetragen, den armen jungen Mann, und das fast ganz entblößte Mädchen. — Wartet, das Schlimmste ist, daß, als ich am folgenden Morgen den Thaler herausnehmen wollte, um Gedärme zu kaufen, ich an seiner Statt ein trockenes Blatt gefunden habe.«

Das alte Weib schwieg. Ein Gemurmel des Entsetzens lief durch das Auditorium. — »Dieses Gespenst, dieser Bock, alles das riecht



nach Zauberei.« sagte ein Nachbar Gringoire's. — »Und das trockene Blatt,« fügte ein Anderer hinzu. — »Ohne Zweifel,« erwiderte ein Dritter, »ist es eine Here, welche ein Bündniß mit dem Mönchsgespensst gemacht hat, um die Dfficiere auszulündern.« — Gringoire selbst war nicht fern davon, dieses Alles schrecklich und wahrscheinlich zu finden.

»Weib Falourdel,« sagte majestätisch der Herr Präsident, »habt Ihr gerichtlich nichts mehr zu sagen?«

»Nein, gnädiger Herr,« antwortete die Alte, »außer daß man in dem Berichte mein Haus ein stinkendes und schmutziges Loch genannt hat, was doch sehr beleidigend für mich ist. — Die Häuser auf der Brücke haben kein großes Ansehen, weil sie dem Volke gehören; aber nichts desto weniger wohnen doch auch Fleischer da, welches reiche Leute und mit schönen, sehr reinlichen Frauen verheirathet sind.«

Die obrigkeitliche Person, welche Gringoire wie ein Crocodil vorgekommen war, stand auf: »Ruhig,« sagte sie; »ich bitte die Herren, nicht aus den Augen zu verlieren, daß man einen Dolch bei der Angeklagten gefunden hat. — Weib Falourdel, habt Ihr das Blatt mitgebracht, in welches der Thaler verwandelt ist, welchen der Teufel Euch gegeben hatte?«

»Ja, gnädiger Herr,« antwortete sie, »ich habe es wiedergefunden. Hier ist es.«

Ein Gerichtsdiener übergab das abgestorbene Blatt dem Crocodil, welches mit dem Kopfe ein Zeichen gab, und es dem Präsidenten überreichte, welcher es dem königlichen Procurator übergab, so daß es im Saale herumging. — »Es ist ein Birkenblatt,« sagte Meister Jacob Charmolue. »Ein neuer Beweis für die Hererei.«

Ein Rath nahm das Wort. — »Zeuge, zwei Männer sind zu gleicher Zeit bei Euch eingetreten. Der schwarze Mann, welchen Ihr Anfangs habt verschwinden und nachher in Priesterkleidern in der Seine habt schwimmen sehen, und der Officier. — Welcher von Beiden hat Euch den Thaler gegeben?«

Die Alte besann sich einen Augenblick, und sagte: »Der Officier.«

Ein Gemurmel erhob sich im Saale.

»Ach!« dachte Gringoire, »das macht meine Ueberzeugung wankend.«

Unterdessen trat Meister Phillipp Cheulier, der außerordentliche Advocat des Königs, von Neuem auf. — »Ich erinnere die Herren daran, daß der gemeuchelte Officier auf seinem Krankenlager zu Protocoll gegeben hat, wie er

in dem Augenblicke, wo der schwarze Mann ihm nahe getreten sei, gleich den dunkeln Gedanken gehabt hätte, daß dies wohl das Mönchsgespensst sein könnte; daß die Erscheinung ihn zu bewegen gesucht habe, der Angeklagten das Rendez-vous zu geben, und wie er auf seine, des Capitains Bemerkung, daß er kein Geld habe, ihm den Thaler zugesteckt habe, womit besagter Officier die Falourdel bezahlt hat. Folglich ist der Thaler eine höllische Münze.«

Diese folgerichtige Bemerkung schien bei Gringoire und den übrigen Skeptikern des Auditoriums alle Zweifel zu zerstreuen.

»Die Herren haben die Acten in Händen,« fügte der Advocat des Königs hinzu, indem er sich setzte; »sie können die Worte Phöbus von Chanteaupers vergleichen.«

Bei diesem Namen stand die Angeklagte auf; ihr Kopf wurde den Zuschauern sichtbar. Gringoire erkannte erschrocken die Esmeralda.

Sie war blaß, ihre sonst so zierlich geflochtenen Haare fielen unordentlich herab; ihre Lippen waren blau, ihre tiefliegenden Augen erregten Erstaunen.

»Phöbus!« sagte sie mit Geistesabwesenheit, »wo ist er? Ach, gnädige Herren! ehe Ihr mich tödtet, sagt mir aus Erbarmen, ob er noch lebt!«

»Schweigt, Weib,« antwortete der Präsident; »das geht uns nichts an.«

»D aus Mitleiden sagt mir, ob er lebt!« wiederholte sie, indem sie ihre schönen abgemagerten Hände faltete, und wobei man ihre Kette rasseln hörte.

»Nun gut!« sagte trocken der königliche Advocat, »er muß sterben. — Seid Ihr nun zufrieden?«

Die Unglückliche fiel auf ihren Sessel zurück, stumm, ohne Thränen und bleich wie ein Bild von Wachs.

Der Präsident bückte sich nach einem Manne, welcher zu seinen Füßen saß, und eine goldene Mütze und ein schwarzes Gewand, eine Kette am Halse, und eine Ruthe in der Hand trug. — »Gerichtsdieners, führt die zweite Angeklagte herein.«

Aller Augen wandten sich nach einer kleinen Thür, welche sich öffnete, und zum größten Schrecken für Gringoire kam durch dieselbe eine hübsche Ziege mit vergoldeten Hörnern und Füßen herein. Das niedliche Thier blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, streckte den Hals aus, als ob es auf der Spitze eines Felsens stehend, einen ungeheuern Gesichtskreis unter seinen Augen hätte. Plötzlich bemerkte es

die Zigeunerin, und indem sie über den Tisch und den Kopf eines Registrators wegsprang, war es in zwei Sätzen bei ihr; dann legte es sich zierlich auf die Füße seiner Gebieterin, um ein Wort oder eine Liebkosung bettelnd, aber die Angeklagte blieb unbeweglich, und die arme Dschali erhielt nicht einmal einen Blick.

»Ach ja — das ist mein scheußliches Thier,« sagte die alte Falourdel, »und ich erkenne sie alle beide ganz genau wieder.«

Jakob Charmolue trat auf. — »Wenn es den Herren beliebt, wollen wir mit dem Verhör der Ziege beginnen <sup>1)</sup>. Er rief: »Wenn der Teufel, welcher diese Ziege befehen hält, und welcher allen Exorcismen widerstanden hat, in seiner Hartnäckigkeit verharret, wollen wir ihm andeuten, daß wir genöthigt sein werden, den Galgen oder den Scheiterhaufen gegen ihn zu Hülfe zu rufen.«

Gringoire trat der kalte Schweiß vor die Stirn. Charmolue nahm von einem Tische die basckische Trommel der Zigeunerin, hielt sie der

<sup>1)</sup> Solche Prozesse gegen Thiere waren damals nichts Ungewöhnliches. Man findet unter andern in den Rechnungen des Profos: Amtes für das Jahr 1466 eine merkwürdige Aufzählung aller Kosten bei dem Prozesse Gillets Sonlart's und seines Schweines, welche beide nach Recht und Verdienst hingerichtet wurden.

Ziege in einer gewissen Richtung hin, und fragte sie: — »Welch' Uhr ist es?«

Die Ziege sah ihn mit einem klugen Auge an, hob ihren vergoldeten Fuß auf, und that sieben Schläge. Eine Bewegung des Entsetzens durchslog den Saal. Gringoire konnte sich nicht mehr halten. — »Sie macht sich unglücklich!« schrie er ganz laut; »Ihr seht wohl, daß sie nicht weiß, was sie thut.«

»Ruhig, Ihr Leute da unten im Saale!« gebot die Stimme des Gerichtsdieners.

Jakob Charmolue ließ mit Hülfe derselben Kunstgriffe mit dem Tambourin die Ziege einige andere Fragen über das Datum, über den Monat des Jahrs beantworten, wovon der Leser schon Zeuge gewesen ist. Und durch eine optische Täuschung, welche den gerichtlichen Verhandlungen eigenthümlich ist, wurden dieselben Zuschauer, welche vielleicht mehr als einmal an einer Straßenecke die unschuldigen Kunststücke Dschali's beklatscht hatten, unter den Gewölben des Justizpalastes dadurch in Schrecken gesetzt. Die Ziege war offenbar der Teufel.

Dies wurde noch schlimmer, als der königliche Procurator ein Säckchen voll beweglicher Buchstaben, welches Dschali am Halse trug, auf den Boden ausschüttete, und man die Ziege mit

II. Theil.

ihrer Pfote aus dem zerstreuten Alphabete den verhängnißvollen Namen Phöbus heraussuchen sah. Die Hexerei, deren Schlachtopfer der Capitain geworden war, schien unwidersprechlich erwiesen, und in Aller Augen war die Zigeunerin, diese entzückende Tänzerin, welche so oft die Vorübergehenden durch ihre Anmuth geblendet hatte, nichts weiter als eine abscheuliche Hexe.

Sie gab übrigens kein Lebenszeichen von sich; weder die zierlichen Darstellungen Dschali's, noch die Drohungen des Parquets, noch die dumpfen Verwünschungen des Auditoriums, nichts gelangte zu ihrem Bewußtsein.

Um sie zu erwecken, mußte ein Gerichtsdiener sie mitleidslos rütteln, worauf der Präsidant feierlich seine Stimme erhob: »Mädchen, Ihr seid vom Stamm der Zigeuner, mit Schandthaten vertraut. Ihr habt mit Beihülfe der beherten Ziege, welche mit in den Proceß verwickelt ist, in der Nacht des letzten 29ten März, im Einverständnisse mit den Mächten der Finsterniß, durch Zaubereien und Kunstgriffe einen Capitain von den Häschern des Königs, Phöbus von Chanteaupers erdolcht. Besteht Ihr auf Euerm Lügnen?«

»Entsetzen!« rief das junge Mädchen, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. »Meinen Phöbus! O das ist die Hölle.«

»Verharret Ihr beim Lügen?« fragte kalt der Präsident.

»Ob ich es läugne!« sagte sie mit einem schrecklichen Tone, und war aufgestanden, und ihr Auge sprühte Flammen.

Der Präsident fuhr eintönig fort: »Wie erklärt Ihr denn die Euch belastenden That- sachen?«

Sie antwortete mit unterbrochener Stimme:

»Ich habe es schon gesagt. Ich weiß es nicht. Es ist ein Priester, ein Priester, den ich nicht kenne; ein höllischer Priester, der mich verfolgt.«

»Das ist's gerade,« versetzte der Richter: »das Mönchsgespens!«

»Ach, meine Herren, habt Mitleiden! ich bin nur ein armes Mädchen...«

»Eine Zigeunerin,« sagte der Richter.

Meister Jakob Charmolue nahm das Wort und sagte mit sanfter Stimme: »In Betracht der betrübten Hartnäckigkeit der Angeklagten ver- lange ich die Anwendung der Folter.«

»Zugestanden,« sagte der Präsident.

Die Unglückliche zitterte am ganzen Kör- per. Sie stand jedoch auf das Geheiß der Partisanenträger auf, und ging ziemlich festen Schritts hinter Charmolue und den Priestern des geistlichen Gerichts zwischen zwei Reihen

Helleparden auf eine niedrige Thür zu, welche sich plötzlich öffnete und hinter ihr schloß.

Als sie verschwand, hörte man ein klägliches Meckern. Es war die kleine Ziege, welche hinter ihr her schrie.

Das Verhör war aufgehoben. Als ein Rath bemerklich machte, »daß die Herren ermüdet wären, und daß man wohl noch lange warten müßte, bis die Folter zu Ende wäre,« antwortete der Präsident, »daß eine obrigkeitliche Person sich für ihre Pflicht aufopfern müßte.«

»Die häßliche Närrin,« sagte ein alter Richter, »welche sich auf die Folter bringen läßt wenn man noch nicht zu Abend gespeist hat.«

## II.

Fortsetzung des in ein trockenes Blatt verwandelten Thalers.

Nachdem man durch einige finstere Gänge, welche am hellen Tage mit Lampen erleuchtet wurden, halb hinauf, bald hinabgestiegen war, wurde die Esmeralda, welche noch immer von ihrer düstern Bedeckung umringt war, durch die Gerichtsdiener des Palastes in ein finstres Zimmer hineingestossen. Dieses Zimmer von runder Gestalt nahm das Erdgeschoß eines dicken Thurms ein, hatte keine Fenster und überhaupt

keine andere Oeffnung, als den niedrigen und mit einer ungeheuern eisernen Thür verschlossenen Eingang. An Helligkeit fehlte es jedoch nicht darin; ein Ofen war an der dicken Mauer angebracht, und ein großes Feuer darin angezündet, welches das Gemach mit seinem rothen Widerschein ausfüllte und ein in einem Winkel stehendes elendes Licht all seines Glanzes beraubte. Das eiserne Fallgitter, welches dazu diente, den Ofen zu verschließen, und in diesem Augenblicke in die Höhe gezogen war, ließ an der Mündung des über der dunkeln Mauer von Flammen erhellten Ofenloches nur die äußerste Spitze seiner Zacken sehen, wie eine Reihe schräger und spitziger Zähne, was dem Ofen das Ansehen des Rachens eines Drachen gab, welche in den Legenden Feuer speien. Bei dem Lichte, welches daraus hervorkam, sah die Gefangene rings um im Zimmer schreckliche Instrumente, deren Gebrauch sie nicht begriff. Mitten im Zimmer lag ein ledernes Bette fast auf der Erde, über welchem ein Riemen mit Schnallen von der Decke herabhing, wo derselbe an einen kupfernen Ring befestigt war, den ein stumpfnasiges, im Schlüssel des Gewölbes ausgehauenes Ungeheuer im Maule trug. Zangen, breite Pflugeisen lagen im Ofen und glühten unterein-



ander auf dem Kofte. Der blutige Wiederschein des Ofens erhellte im Gemache nur eine Menge schrecklicher Gegenstände.

Dieser Tartarus war die Folterkammer (la chambre de la question).

Auf dem Bette saß nachlässig ausgestreckt Herrat Tortue, der beeidigte Foltermeister. Seine Knechte, zwei Gnomen, mit vierschrotigen Gesichtern, ledernen Schurzellen, leinenen Kitteln, rührten mit dem Eisenwerke in den Kohlen.

Das arme Mädchen mochte noch so sehr ihren Muth zusammennehmen, als sie in dieses Gemach eintrat, schauderte sie zusammen.

Die Schergen des Palastamtmanns stellten sich auf die eine Seite, die Priester des geistlichen Gerichts auf die andere. Ein Registrator saß im Winkel an einem Tische. Meister Jakob Charmolue näherte sich der Zigeunerin mit einem sehr sanften Lächeln. — »Mein liebes Kind,« sagte er, »Ihr bleibt also beim Lügner?«

»Ja,« antwortete sie mit fast erloschener Stimme.

»In diesem Falle,« fuhr Charmolue fort, »wird es für uns sehr schmerzlich sein, Euch auf eine dringendere Weise zu vernehmen, als es uns lieb ist.«

»Seid so gut und setzt Euch auf dieses

Bette. — Meister Pierrat, macht der Jungfer Platz, und schließt die Thür zu.«

Pierrat erhob sich mit einem Grunzen. »Wenn ich die Thür zumache,« murmelte er, »wird mein Feuer ausgehen.«

»Nun gut, mein Lieber,« versetzte Charmolue, »so laßt sie offen.«

Unterdessen blieb die Esmeralda stehen. Dieses lederne Bette, auf welchem schon so viele Unglückliche sich im Schmerz umhergewunden hatten, setzte sie in Schrecken. Vor Schrecken erstarrte ihr das Mark in den Knochen, sie stand da stumpf und verwirrt. Auf ein Zeichen von Charmolue faßten sie die beiden Knechte und legten sie auf das Bette. Sie thaten ihr nichts zu Leide; aber als diese Menschen sie berührten, fühlte sie all ihr Blut nach ihrem Herzen zuströmen. Sie warf einen irren Blick rings in das Gemach umher. Es kam ihr vor, als ob von allen Seiten die scheußlichen Werkzeuge der Folter sich bewegten und auf sie loskamen, als ob sie an ihrem Körper hinaufkröchen, um sie zu beißen und zu prickeln.

»Wo ist der Arzt?« fragte Charmolue.

»Hier,« antwortete ein Mann in schwarzer Robe, den sie noch nicht bemerkt hatte.

Sie bebt zusammen. — »Jungfer,« fragte



wieder die schmeichelnde Stimme des königlichen Procurators, »beharrt Ihr zum dritten Mal dabei, die Thaten zu läugnen, deren Ihr angeklagt seid?«

Diesesmal konnte sie nur mit dem Kopfe ein Zeichen geben. Die Stimme versagte ihr.

»Ihr bleibt dabei!« sagte Jakob Charmolue. »Dann thut es mir äußerst leid; aber ich muß die Pflichten meines Amtes erfüllen.«

»Herr Procurator,« sagte Pierrat barsch, »womit sollen wir anfangen?«

Charmolue besann sich einen Augenblick mit der zweifelhaften Geberde eines Dichters, welcher einen Reim sucht. — »Mit dem spanischen Stiefel,« sagte er endlich.

Die Unglückliche fühlte sich so sehr von Gott und Menschen verlassen, daß ihr Kopf auf ihre Brust hinabsank, wie ein träges Ding, das keine Kraft in sich hat.

Der Foltermeister und der Arzt näherten sich ihr zu gleicher Zeit. Zugleich fingen die beiden Knechte an, in ihrem scheußlichen Arsenal umherzuwühlen. Bei dem Geklirre dieser schrecklichen eisernen Werkzeuge zuckte das unglückliche Kind wie ein todter Frosch, den man galvanisirt. — »Ach!« sprach sie so leise, daß Niemand es hörte, »ach, mein Phöbus!« — Dann

versank sie wieder in ihre vorige Unbeweglichkeit und in ihr Schweigen. Dieses Schauspiel hätte jedes andere Herz zerrissen, nur nicht das ihrer Richter.

Unterdessen hatten die schwieligen Hände der Knechte Pierrat Torterue's das reizende Bein, den kleinen Fuß entblößt, welchen die Vorübergehenden auf den Kreuzwegen von Paris wegen seiner Kleinheit und Schönheit so oft bewundert hatten. — »Es ist Schade!« murmelte der Foltermeister, indem er diese so zarten und lieblichen Formen betrachtete. Bald sah die Unglückliche durch eine Wolke, welche auf ihren Augen lagerte, den spanischen Stiefel herbeischleppen, bald sah sie ihren Fuß in die mit Eisen beschlagenen Bretter hineinschnüren und unter der schrecklichen Vorrichtung verschwinden; — da gab ihr der Schrecken Stärke wieder. — »Nehmt mir das weg,« schrie sie heftig; »Gnade! Gnade!«

Sie sprang vom Bette in die Höhe, um sich dem Procurator zu Füßen zu werfen; aber ihr Bein wurde in dem plumpen eichenen Klose festgehalten, und sie sank auf den spanischen Stiefel nieder.

Auf ein Zeichen von Charmolue legte man sie auf das Bette zurück, und zwei plumpe

Hände befestigten an ihren Gürtel den Riemen, welcher von der Decke herabhing.

»Noch zum letzten Male frage ich Euch, gesteht Ihr die Verbrechen ein?« fragte Charmolue mit unverlierbarer Sanftmuth.

»Ich bin unschuldig.«

»Aber, Jungfer, wie erklärt Ihr denn die Euch zur Last fallenden Umstände?«

»Ach! Gnädiger! ich weiß es nicht.« —

»Ihr läugnet also?« — »Allerdings!« — »Fangt an,« sagte Charmolue zu Pierrat.

Pierrat drehte den Griff des Schraubstocks um, der spanische Stiefel presste sich zusammen, und die Unglückliche stieß ein Schreckensgeschrei aus, wie es in keiner menschlichen Sprache geschrieben werden kann.

»Haltet ein,« sagte Charmolue zu Pierrat. — »Gesteht Ihr ein?« fragte er die Zigeunerin.

»Alles!« schrie das unglückliche Mädchen.

»Ich gestehe! Ich gestehe! Gnade!«

Sie hatte ihre Kräfte nicht berechnet, indem sie der Folter Trotz bot. Bis dahin war ja ihr Leben so heiter, so vergnügt gewesen, der erste Schmerz hatte sie besiegt.

»Die Menschlichkeit verpflichtet mich, Euch zu sagen,« bemerkte der Procurator, »daß, wenn Ihr eingesteht, Ihr den Tod zu erwarten habt.«

»Ich hoffe es wohl,« sagte sie. Darauf fiel sie auf das lederne Bette zurück, indem sie an dem auf ihrer Brust zusammengeschnallten Riemen fest hing.

»Frisch, meine Schöne, erhebt Euch ein wenig,« sagte Meister Pierrat. »Ihr seht ja aus wie der goldene Schöps, den der Herr von Burgund am Halse trägt.«

Jakob Charmolue erhob seine Stimme. — »Registrator, schreibt. — Tuneses Zigeunermädchen, Ihr gesteht Eure Theilnahme an den Versammlungen und Schandthaten der Hölle mit den Gespenstern und Heren ein? Antwortet.«

»Ja,« sagte sie so leise, daß ihre Stimme sich in ihrem Hauche verlor.

»Ihr gesteht ein, den Bock gesehen zu haben, welchen Beelzebub in den Wolken erscheinen läßt, um die Heren-Versammlung zusammenzurufen, und welchen nur die Heren sehen?«

— »Ja.« — »Ihr bekennet es, die Baphomets-Köpfe, diese scheußlichen Götzenbilder der Tempel, angebetet zu haben?« — »Ja.« — »Daß Ihr mit dem Teufel fleischlichen Umgang gehabt habt unter der Gestalt der in den Proceß verwickelten Ziege?« — »Ja.« — »Endlich, gesteht Ihr ein, daß Ihr mit Hülfe des Teufels und des Gespenstes, welches gewöhnlich der Mönch

heißt, in der Nacht vom 29sten März einen Hauptmann, Namens Phöbus von Chanteauvers, ermordet habt?»

Sie hob ihre großen starren Augen nach der Magistratsperson auf, und antwortete mechanisch, ohne Zuckung und ohne Erschütterung: »Ja.« — Es war offenbar, daß Alles in ihr zerrüttet war.

»Schreibt, Registrator,« sagte Charmolue. Darauf wandte er sich zu den Folterknechten. »Man mache die Gefangene los, und führe sie zum Verhöre zurück.« Als sie aus dem spanischen Stiefel heraus war, untersuchte der Procurator ihren vom Schmerz noch angeschwellenen Fuß. — »Nur zu,« sagte er, »es ist noch kein großes Uebel. Ihr habt zu rechter Zeit geschrien. Ihr könntet noch tanzen, meine Schöne.« Dann drehte er sich zu den Besitzern des geistlichen Gerichts um. »Da ist endlich die Justiz aufgeklärt! Das tröstet, meine Herren! Die Jungfer wird uns das Zeugniß geben, daß wir sie mit aller möglichen Milde behandelt haben.«

### III.

Beschluß der Geschichte des in ein trockenes Blatt verwandelten Thalers.

Als sie blaß und hinkend in den Audienzsaal



zurückkehrte, wurde sie von einem allgemeinen freudigen Gemurmel begrüßt. Von Seiten des Auditoriums war es dasselbe Gefühl befriedigter Ungeduld, welches man im Theater empfindet, wenn der letzte Zwischenact zu Ende geht, der Vorhang sich erhebt und der letzte Act anfängt. Von Seiten der Richter war es die Hoffnung, bald zu Abend speisen zu können. Die kleine Ziege meckerte auch vor Freuden. Sie wollte auf ihre Gebieterin zulaufen, aber man hatte sie an eine Bank festgebunden.

Die Nacht war ganz hereingebrochen. Die Kerzen, deren Zahl man nicht vermehrt hatte, verbreiteten so wenig Licht, daß man die Mauern des Saals gar nicht sah. Die Finsterniß hüllte alle Gegenstände wie in einen Nebel. Einige apathische Richtergesichter traten zur Noth daraus hervor. Ihnen gegenüber, am äußersten Ende des langen Saals, konnten sie einen weißen Punkt sehen. Das war die Angeklagte. Sie hatte sich an ihren Platz wieder hingeschleppt. Als Charmolue mit obrigkeitlicher Würde den seinigen wieder eingenommen hatte, stand er wieder auf und sagte, ohne gerade die Eitelkeit auf den glücklichen Erfolg zu sehr durchblicken zu lassen: »Die Angeklagte hat Alles eingestanden.«



»Zigeunermädchen,« nahm der Präsident darauf das Wort, »Ihr habt alle Eure Verbrechen der Zauberei, und des an Phöbus von Chanteaupers begangenen Mordes eingestanden?«

Ihr Herz preßte sich zusammen. Man hörte sie in der Dunkelheit schluchzen. — »Alles, was Ihr wollt,« antwortete sie schwach; »aber tödte mich schnell.«

»Herr Procurator am Gerichtshofe der Kirche,« sagte der Präsident, »die Kammer ist bereit, Euch in Euerm Ansuchen anzuhören.«

Meister Charmolue zog ein dickes Heft hervor, und fing an mit vielen Gesticulationen und mit einer übertriebenen Betonung eine lateinische Rede abzulesen, in welcher alle Beweise des Processes sich auf ciceronianischen Phrasen, welche mit Citationen aus dem Mautus, seinem Lieblings-Komiker, gewürzt waren, aufbaueten. Wir bedauern, daß wir unsern Lesern dieses merkwürdige Actenstück nicht mittheilen können. Der Redner begann es mit einer wunderbaren Action. Er hatte den Eingang noch nicht beendet, als der Schweiß ihm von der Stirn herabfloß und die Augen aus dem Kopfe hervortraten. Plötzlich brach er gerade in der Mitte einer Periode ab, und sein gewöhnlicher sanfter und sogar dummer Blick wurde wild. — »Meine

Herren,« rief er (nicht auf Latein, denn dieser Abschnitt stand nicht in seinem Concepte), »Satan ist in diese Geschichte so verwickelt, daß er sogar selbst unsern Versammlungen beivohnt und hier Possen treibt. Seht doch!« Bei diesen Worten zeigte er mit der Hand auf die kleine Ziege, welche, als sie Charmolue gesticuliren sah, es für passend gehalten hatte, es eben so zu machen, und, auf ihrem Hintertheil sitzend, nach ihren besten Kräften mit ihren Vorderpfoten und ihrem bärtigen Kopfe die pathetische Pantomime des königlichen Procurators nachäffte. Dies war, wie man sich erinnern wird, eins ihrer artigsten Kunststücke. Dieser Umstand, dieser letzte Beweis that große Wirkung. Man band der Ziege die Pfoten fest, und der Procurator nahm den Faden seiner Beredtsamkeit wieder auf. Die Rede war sehr lang, aber ihr Schluß war bewunderungswürdig. Hier ist der letzte Satz, wozu man sich die Gesticulation und die heifere Stimme des Procurators hinzudenke: »Ideo, Domini, coram stryga demonstrata, crimine patente, intentione criminis existente, in nomine sanctae Ecclesiae Nostrae - Dominae parisiensis, quae est in saisina habendi omnimodam altam et bassam justitiam in illa hac intemerata Civitatis insula, tenore praesentium

declaramus nos requirere, aliquam pecuniarum indemnitate; secundo amendationem honorabilem ante portalem maximum Nostrae Dominae, ecclesiae cathedralis; tertio, sententiam in virtute cujus ista stryga cum sua capella, seu in trivio vulgariter dicto *la Grève*, seu in insula exeunte in fluvio Secanae juxta pointam jardini regalis executae sint!»

Er setzte seine Müge wieder auf, und setzte sich nieder.

»Eheu!« seufzte der an seiner schwachen Seite verwundete Gringoire, »bassa latinitas!»

Ein anderer Mann in schwarzer Robe stand neben der Angeklagten auf; es war ihr Advokat. Die noch nüchternen Richter fingen an zu murren.

»Advokat, macht es kurz,« sagte der Prä- sident.

»Herr Präsident,« antwortete dieser, »da Beklagte das Verbrechen eingestanden hat, so habe ich nur noch ein Wort zu den Herren zu reden. Hier ist der Text des falischen Gesetzes: Wenn eine Hexe einen Menschen gefressen hat und dessen überwiesen ist, soll sie eine Geldstrafe von 8000 Hellern bezahlen, zu dem Betrage von 200 Gold-Sous.« Möge es der Kammer belieben, meine Clientin zu dieser Geldstrafe zu verurtheilen.«

»Ein abgeschafftes Gesetz!« sagte der außerordentliche königliche Anwalt.

»Nego!« erwiederte ihr Defensor.

»Zum Abstimmen!« sagte ein Rath; »das Verbrechen ist erwiesen und es ist spät.« Man schritt zum Abstimmen, ohne den Saal zu verlassen. Die Richter stimmten mit den Mützen; sie hatten's eilig. Man sah ihre bedeckten Häupter eins nach dem andern sich entblößen, als der Präsident ganz leise das Wort an sie richtete. Die arme Angeklagte schien sie anzusehen, aber ihr verwirrtes Auge sah nichts mehr.

Darauf fing der Registrator an zu schreiben und reichte dem Präsidenten eine lange Pergamentrolle hin. Darauf hörte die Unglückliche das Volk in Bewegung gerathen, die Piken zusammenschlagen und eine Grabesstimme, welche sprach:

»Zigeunermädchen, an dem Tage, wo es dem Könige, unserm Herrn, beliebt wird, um die Mittagsstunde, werdet Ihr auf einem Karren, im Hemde, barfuß, den Strick um den Hals, vor das große Portal von Notre-Dame geführt werden, dort mit einer Kerze von zwei Pfund in der Hand Buße thun und von da nach dem Greve-Platz abgeführt werden, wo Ihr am Galgen der Stadt werdet gehangen

II. Theil.

16



und erdroffelt werden, und diese Eure Ziege auf gleiche Weise; auch werdet Ihr an das geistliche Gericht als Schadenersatz für die von Euch begangenen und eingestandenen Verbrechen der Hererei, der Schwelgerei und des an der Person des Herrn Phöbus von Chanteaupers begangenen Mordes 3 goldene Löwenthaler bezahlen. Möge Gott Eurer Seele gnädig sein.«

»Ach! das ist ein Traum!« sprach sie leise für sich, und fühlte rauhe Hände, welche sie fortschleppten.

## IV.

Lasciate ogni speranza <sup>1)</sup>.

Wenn im Mittelalter ein Gebäude fertig war, so stand davon beinahe eben so viel in der Erde als über derselben. Wenn sie nicht auf hölzernen Pfählen erbaut waren, wie die Kirche Notre-Dame, so hatte ein Palast, eine Festung, eine Kirche immer einen doppelten Grund. In den Kirchen war es eine zweite unterirdische, niedrige, dunkle, geheimnißvolle Kirche, welche gleichsam blind und stumm unter dem obern Schiffe daliegend, Tag und Nacht vom Orgelton und Glockenklang wiederhallte;

<sup>1)</sup> Fast alle Hoffnung schwinden.

bisweilen war es ein Grabgewölbe. In den Palästen und Festungen war es ein Gefängniß, bisweilen auch ein Grabgewölbe, mitunter auch beides zugleich. Die mächtigen Gebäude, deren Formationsart wir entwickelt haben, hatten keine einfache Grundmauern, sondern gleichsam Wurzeln, welche unter der Erde in Zimmern, Gängen und Treppen verschlungen waren, wie der obere Bau. So standen die Kirchen, Paläste und Bastillen gleichsam mit halbem Leibe in der Erde. Die Keller eines Gebäudes waren ein anderes Gebäude, wo man hinabstieg, statt hinaufzusteigen.

In der Bastille St. Antoine, im Gerichtspalaste zu Paris, im Louvre dienten diese unterirdischen Gewölbe zu Gefängnissen. Die Stockwerke dieser Gefängnisse wurden, je tiefer sie in den Boden hineingingen, desto enger und schrecklicher. Es waren eben so viel Zonen, in welchen die Grade des Schreckens stufenweis stiegen. Dante hat nichts Besseres finden können, um seine Hölle darnach zu schildern. Diese Trichter endigten gewöhnlich in einem senkrecht ausgemauerten Loche, wohinein Dante den Satan versetzt hat und wo man die zum Tode Verurtheilten hineinwarf. War ein unglückliches Dasein dort hineinvergraben, dann Lebewohl für



immer Tag, Luft, Leben, ogni speranza; es kam nur daraus hervor, um zum Galgen oder zum Scheiterhaufen abgeführt zu werden. Manchmal verfaulte es darin; das nannte die menschliche Justiz, es vergessen. Der Verurtheilte fühlte, daß zwischen den Menschen und ihm über seinem Kopfe ein Haufen von Steinen und Kerfern lag, und das ganze Gefängniß war gleichsam nur noch ein ungeheures, verwickeltes Schloß, welches ihn von der lebendigen Welt absperrte.

In ein solches Loch, in die durch Ludwig den Heiligen angelegten Gefängnisse, in das in Pace des Criminalgefängnisses hatte man aus Furcht vor einem Entweichen die zum Galgen verurtheilte Esmeralda hineingeworfen.

Gewiß, die Vorsehung und die menschliche Gesellschaft waren gleich ungerecht gegen sie gewesen; ein solches Uebermaß von Unglück und Martern war nicht nothwendig, um ein so schwaches Geschöpf zu verderben.

Sie befand sich dort gleichsam verloren in der Finsterniß, begraben, eingemauert. Wer sie in diesem Zustande gesehen hätte, nachdem er sie im Sonnenlichte hatte lachen und tanzen sehen, hätte gezittert. Kalt wie die Nacht und der Tod, kein Lufthauch mehr, der mit ihren

Haaren spielte, kein menschlicher Laut, der an ihr Ohr schlug, kein Tageschimmer, der in ihre Augen fiel; mit Ketten belastet, bei einem Krüge Wasser und einem Stück Brot lag sie auf ein wenig Stroh in der Wasserpfüße, welche sich unter ihr von den herabsickernden Tropfen bildete, ohne Bewegung, fast ohne Athem. Phöbus, die Sonne, Mittag, die freie Luft, die Straßen von Paris, die Tänze mit ihrem Beifall, das sanfte Gefose mit dem Officier, dann der Priester, das alte Weib, der Dolch, das Blut, die Tortur, der Galgen, alles dieses trat wohl noch vor ihr Bewußtsein, bald wie ein bezauberndes, goldnes Bild, bald wie ein scheußlicher Traum; aber es war nur ein schreckliches und unbestimmtes Ringen, welches sich in Finsterniß verlor, oder eine ferne Musik, welche da oben auf der Erde aufgeführt wurde und welche man nicht mehr in der Tiefe hörte, wohinein die Unglückliche versunken war. Seitdem sie da war, wachte sie nicht und schlief auch nicht. In dieser unglücklichen Lage, in diesem Gefängnisse konnte sie das Wachen nicht mehr vom Schlafe unterscheiden, und den Traum eben so wenig von der Wirklichkeit, als den Tag von der Nacht. Alles war verwirrt, schwankend, durch einander gemischt in ihrem

Bewußtsein. Sie fühlte nichts mehr, sie mußte, sie dachte nichts mehr, höchstens träumte sie. Niemals war ein lebendes Geschöpf so in das Nichts versunken gewesen.

So hatte sie kaum zwei oder drei Mal das Geräusch einer Fallthür vernommen, welche sich irgend wo über ihrem Haupte geöffnet hatte, ohne den kleinsten Lichtstrahl durchzulassen, und durch welche eine Hand ihr eine Rinde schwarzen Brotes zugeworfen hatte. Demnach war dies die einzige Verbindung, welche ihr mit den Menschen übrig blieb, der regelmäßige Besuch des Gefangenwärters. Ein einziger Gegenstand beschäftigte noch mechanisch ihr Ohr: über ihrem Haupte sickerte die Feuchtigkeit durch die vermorderten Steine des Gewölbes und in gleichen Pausen fiel ein Tropfen davon herab. Sie hörte stumpf dem Geräusche zu, welches dieser Wassertropfen verursachte, indem er neben ihr in die Wasserspüße herabfiel. Um jedoch Alles zu sagen, fühlte sie auch zuweilen in diesem feuchten und finstern Loche etwas Kaltes, welches ihr hier und da über den Fuß oder über den Arm kroch, und sie schauderte.

Seit wann sie hier war? sie mußte es nicht. Sie erinnerte sich eines Todesurtheils, welches irgendwo gegen Jemand ausgesprochen

war, da man sie hinweggetragen hatte, und daß sie in der stillen Nacht ganz erstarrt erwacht war. Sie war auf den Händen umhergekrochen, da hatten ihr eiserne Ringe die Knöchel gedrückt und Ketten hatten geklirrt. Sie hatte gemerkt, daß rings um sie herum nichts als Mauer, daß unter ihr ein mit Wasser bedeckter Steinboden und ein Bund Stroh war; aber weder eine Lampe, noch ein Luftloch. Dann hatte sie sich auf dieses Stroh gesetzt, und bisweilen, um ihre Lage zu verändern, auf die letzte Stufe einer steinernen Treppe. Einen Augenblick lang hatte sie versucht, die Minuten zu zählen, welche die fallenden Wassertropfen ihr andeuteten, aber bald war dieses traurige Geschäft eines kranken Gehirns von selbst unterbrochen und sie war in Stumpfsinn versunken.

Eines Tages endlich, oder in einer Nacht (denn Mittag und Mitternacht hatten in diesem Grabe nur eine Farbe) hörte sie über ihrem Haupte ein stärkeres Geräusch, als gewöhnlich der Gefangenwärter machte, wenn er ihr ihr Brot und ihren Krug brachte. Sie hob den Kopf in die Höhe und sah einen röthlichen Strahl durch die Spalten der Fallthür durchschimmern. Zugleich rasselte das schwere Schloß, die Thür knarrte in ihren verrosteten Angeln und

sie sah eine Laterne, eine Hand und den untern Theil von den Körpern zweier Männer, da die Thür zu niedrig war, als daß sie ihre Köpfe hätte bemerken können. Das Licht blendete sie so sehr, daß sie ihre Augen verschloß.

Als sie sie wieder öffnete, war die Thür wieder verschlossen, die Leuchte war auf eine Stufe der Treppe niedergesetzt, ein einziger Mensch stand vor ihr. Ein schwarzer Mantel fiel bis auf seine Füße hinab, eine Kapuze von derselben Farbe verbarg sein Gesicht. Man sah nichts von seiner Person, weder sein Gesicht, noch seine Hände. Es war ein langes, aufrechtstehendes Leichentuch, unter welchem man sich etwas bewegen sah. Sie betrachtete einige Minuten diese Art von Gespenst mit starrem Blicke. Jedoch sprach weder er noch sie ein Wort. Zwei Gegenstände nur schienen im Gefängnisse Leben zu haben: der Docht der Laterne, welcher wegen der feuchten Luft knisterte, und der Wassertropfen von der Decke, welcher mit seinem monotonen Falle dieses unregelmäßige Knistern unterbrach und das Licht der Laterne in concentrischen Ringen auf dem schmutzigen Wasser des Sumpfes erzittern ließ.

Endlich unterbrach die Gefangene das Stillschweigen: »Wer seid Ihr?«



»Ein Priester.«

Das Wort, der Ton der Stimme machten, daß sie erschraf.

Der Priester fuhr fort, indem er in dumpfem Tone sprach: »Seid Ihr bereit?«

»Wozu?« — »Zu sterben.« — »Ach!« sagte sie, »wird's bald geschehen?« — »Morgen.« — Ihr Kopf, welcher sich freudig erhoben hatte, fiel auf ihre Brust zurück. — »Das ist noch sehr lange,« murmelte sie; »warum nicht heute?«

»Ihr seid also sehr unglücklich?« fragte der Priester nach einer Pause.

»Mich friert sehr,« antwortete sie.

Sie faßte mit den Händen nach ihren Füßen, eine den Unglücklichen, welche frieren, eigenthümliche Bewegung, und ihre Zähne klapperten.

Der Priester schien unter seiner Kapuze sich im Gefängnisse umzusehen. — »Ohne Licht! ohne Feuer! Im Wasser! das ist schrecklich!«

»Ja,« antwortete sie mit der stumpfsinnigen Miene, welche das Unglück ihr gegeben hatte. »Der Tag gehört Allen. Warum gibt man mir nur die Nacht?«

»Wißt Ihr,« fragte der Priester nach einer neuen Pause, »warum Ihr hier seid?«

»Ich glaube, ich habe es gewußt,« sagte sie, indem sie mit ihrem mageren Finger über ihre Augenbraunen hinsuhr, als ob sie ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollte; »aber ich weiß es nicht mehr.«

Plötzlich fing sie an zu weinen wie ein Kind. »Ich möchte wohl hier hinaus, mein Herr. Mich friert, ich fürchte mich, und hier gibt es Thiere, die über mich wegkriechen.«

»Nun gut! folget mir.«

Bei diesen Worten faßte der Priester sie an den Arm. Die Unglückliche war bis in ihr Inneres kalt wie Eis. Jedoch machte diese Hand einen kältenden Eindruck auf sie.

»Ach,« sprach sie leise, »das ist die kalte Hand des Todes. Wer seid Ihr denn?« — Der Priester schlug seine Kapuze zurück; sie sah ihn an. Es war das unglückliche Gesicht, welches sie schon so lange verfolgt hatte, dieser Dämons-Kopf, welcher ihr bei der Falourdel über dem angebeteten Haupte ihres Phöbus erschienen war, dieses Auge, welches sie zum letzten Male bei einem Dolche hatte blißen sehen.

Diese Erscheinung, welche ihr immer so schrecklich gewesen war, und welche sie von Unglück zu Unglück, sogar zur Todesstrafe hingetrieben hatte, riß sie aus ihrer Erstarrung auf.

Es kam ihr so vor, als ob der Schleier, welcher sich über ihr Gedächtniß ausgebreitet hatte, zerriß. Alle einzelnen Umstände ihres traurigen Schicksals von der nächtlichen Scene bei der Falourdel bis zu ihrer Verdammung im Tournelle traten auf einmal wieder vor ihren Geist, nicht unbestimmt und verwirrt, wie bis dahin, sondern klar, deutlich und schrecklich. Der Anblick des Priesters hatte sie bei ihr zurückgerufen, sowie das Feuer auf dem weißen Papier die unsichtbaren Züge hervortreten läßt, welche man mit sympathetischer Tinte darauf geschrieben hat. Alle Wunden ihres Herzens schienen sich von Neuem zu öffnen und auf einmal zu bluten.

»Ha!« schrie sie, die Hände über ihren Augen, mit einem krampfhaften Zittern, »es ist der Priester!«

Dann ließ sie ihre Arme schlaff herabfallen und blieb mit gesenktem Kopfe, mit zur Erde gehetetem Auge stumm da sitzen und zitterte in einem fort. Der Priester betrachtete sie mit dem Blicke eines Raubvogels, welcher lange über einer im Korn sitzenden Lerche in weiten, hohen Kreisen umhergeflogen, dann plötzlich auf sie hinabgeschossen ist und das zuckende Thier in seinen Klauen hält.

Sie fing an, ganz leise vor sich hinzumur-

mein: »Macht ein Ende! macht ein Ende! den letzten Stoß!« Dabei drückte sie ihren Kopf mit einer Bewegung des Schreckens zwischen ihre Schultern wie das Schaf, welches den Beithieb des Fleischers erwartet.

»Ich flöße Euch also Abscheu ein?« sagte er endlich. Sie antwortete nicht.

»Flöße ich Euch wirklich Abscheu ein?« wiederholte er.

Ihre Lippen zogen sich zusammen, als ob sie lächeln wollte. — »Ja,« sagte sie; »der Henker verspottet sein Schlachtopfer. Seit Monaten verfolgt, bedroht er mich, setzt mich in Schrecken! Ohne ihn, mein Gott, wie glücklich wäre ich! Er hat mich in diesen Abgrund gestürzt! O Himmel, er hat getödtet... er hat meinen Phöbus getödtet!« — Bei diesen Worten brach sie in Schluchzen aus und erhob ihre Augen auf den Priester: »Ach, Elender! Wer seid Ihr? Was habe ich Euch gethan? Ihr haßt mich also wohl? Ach! Was habt Ihr gegen mich?«

»Ich liebe Dich!« rief der Priester.

Ihre Thränen hörten plötzlich auf zu fließen, sie betrachtete ihn mit dem Blicke einer Wahnsinnigen. Er war vor ihr auf die Knie gefallen und verschlang sie mit einem Flammenblicke.

»Hörst Du? ich liebe Dich!« rief er endlich.  
 »Was für eine Liebe!« sagte die Unglückliche bebend.

Er erwiderte: »Die Liebe eines Verdammten!«

Alle Beide blieben so einige Minuten schweigend, gleichsam erliegend unter der Last ihrer Bewegungen; er wie ein Sinnloser, sie stauend.

»Höre mich an,« sagte endlich der Priester, und eine sonderbare Ruhe war wieder bei ihm zurückgekehrt; »Du sollst Alles erfahren. Ich will Dir sagen, was bis jetzt ich kaum mir selbst zu gestehen gewagt habe, wenn ich heimlich mein Gewissen befragte in den Stunden der Nacht, wo eine solche Finsterniß ist, daß es scheint, als sehe uns Gott nicht mehr. Höre mich an. Ehe ich Dir begegnete, junges Mädchen, war ich glücklich.«

»Und auch ich!« seufzte sie schwach.

»Unterbrich mich nicht. Ja, ich war glücklich; ich glaubte es wenigstens zu sein. Ich war rein, meine Seele war klar. Kein Haupt erhob sich mit mehr Stolz als das meinige. Die Priester fragten mich über die Keuschheit, die Doctoren über die Wissenschaft um Rath. Ja, die Wissenschaft war mein Alles; sie war eine

Schwester, und eine Schwester reichte für mich aus. Mehr als einmal hatte mein Fleisch sich geregt, wenn ich vor einer weiblichen Gestalt vorbeiging. Diese Macht des Geschlechtstriebes und des Blutes hatte ich thörichter Jüngling für das ganze Leben ersticken zu können geglaubt, hatte mehr als einmal an der Kette der eisernen Gelübde, welche mich Unglücklichen an die kalten Steine des Altars fesseln, krampfhaft gerüttelt; aber das Fasten, das Gebet, das Studiren, die abmagernden Übungen des Klosters hatten meine Seele zur Herrin des Körpers gemacht. Und dann vermied ich die Weiber. Ich brauchte nur ein Buch zu öffnen, um alle unreinen Dünste meines Gehirns vor dem Glanze der Wissenschaft verschwinden zu lassen. In wenig Minuten fühlte ich, daß die grassen Gegenstände der Erde weit weg entflohen und ich fand mich ruhig, heiter vor dem ruhigen Glanze der ewigen Wahrheit. So lange der Teufel mir nur flüchtige Schattenbilder von Weibern zuschickte, welche hier und da vor meinen Augen vorbeizogen, in der Kirche, auf den Straßen, in den Auen, und welche kaum in meine Träume zurückkehrten, siegte ich leicht. Ach! wenn der Sieg mir nicht treu geblieben ist, so liegt die Schuld an Gott, welcher den Menschen und

den Teufel nicht mit gleicher Stärke begabt hat.

— Höre zu. Eines Tages ...

Hier hielt der Priester ein und die Gefangene hörte aus seiner Brust Seufzer hervorgehen, welche wie das Röcheln eines Sterbenden klangen.

Er nahm wieder das Wort: »Eines Tages stützte ich mich in das Fenster meiner Zelle ...

— In welchem Buche las ich doch? Ach! das Alles ist in meinem Kopfe verwirrt. — Ich las. Das Fenster ging auf einen Platz hinaus. Ich hörte das Geräusch einer Trommel und Musik. Aergerlich darüber, daß ich so in meinem Nachdenken gestört wurde, sehe ich in den Platz nieder. Was ich sah, sahen auch viele Andere, und dennoch war es kein Anblick für sterbliche Augen. — Da mitten auf dem Plage, es war Mittag — heller Sonnenschein — tanzte ein Geschöpf. Ein so schönes Geschöpf, daß Gott sie der heiligen Jungfrau würde vorgezogen haben, wenn sie gelebt hätte als er Mensch wurde! Ihre Augen waren schwarz und glänzend; mitten unter ihren schwarzen Haaren erglänzten einige im Sonnenlichte wie Goldfäden. Ihre Füße verschwanden in ihrer Bewegung wie die Speichen eines Rades, welches sich schnell herumdreht. Rings um ihren Kopf, in ihren



schwarzen Flechten waren Metallplatten, welche in der Sonne schillerten und ihre Stirn mit einem Sternenzranze schmückten. Ihre zarten, braunen Arme verknüpften und lösten sich um ihren Wuchs wie Schärpen. Die Gestalt ihres Körpers war von einer überraschenden Schönheit. — Ach! Du warst es, junges Mädchen! — Erstaunt, berauscht, entzückt überließ ich mich ganz Deinem Anblicke. Ich betrachtete Dich so lange, daß ich plötzlich wie vor Entsetzen zusammenfuhr; ich fühlte, daß mein Schicksal mich ergriff.

Der Priester hielt, überwältigt von seinen Gefühlen, wieder einen Augenblick ein. Dann fuhr er fort: »Schon halb gefesselt, versuchte ich, mich an etwas anzuklammern und mich in meinem Falle zurückzuhalten. Ich erinnerte mich der Fallen, die mir Satan schon gestellt hatte. Das Geschöpf vor meinen Augen besaß eine übermenschliche Schönheit, die nur vom Himmel oder von der Hölle kommen konnte. Das war nicht ein Mädchen aus unserer Erde gebildet und durch den schwachen Strahl einer Weiberseele im Innern erhellt. Es war ein Engel! Aber ein Engel der Finsterniß, ein Flammen-Engel und nicht ein Engel des Lichts. In dem Augenblicke, wo ich dieses dachte, sah ich neben

Dir eine Ziege, ein Herenthier, welches mich lächelnd ansah. Die Mittagssonne gab ihm feurige Hörner. Da sah ich die Falle des Teufels, und ich zweifelte nicht mehr daran, daß Du aus der Hölle kämest zu meinem Verderben. Ich glaubte es.◊

Hier sah der Priester der Gefangenen ins Gesicht und fügte mit kaltem Tone hinzu: »Ich glaube es noch. — Unterdessen wirkte der Zauber nach und nach; Dein Tanz wirbelte in meinem Gehirn; ich fühlte das geheimnißvolle Verbrechen sich in mir vollenden. Alles, was hätte wach bleiben müssen, schlummerte in meiner Seele ein, und wie diejenigen, welche im Schnee erfrieren, fand ich ein Vergnügen daran, diesen Schlummer eintreten zu lassen. Möglich fingst Du an zu singen. Was konnte ich Unglücklicher machen? Dein Gesang war noch bezaubernder als Dein Tanz. Ich wollte fliehen. Unmöglich. Ich war festgenagelt, angewurzelt am Boden. Es kam mir vor, als ob der Marmor des Bodens bis an die Knie gestiegen war. Ich mußte bis zu Ende da bleiben. Meine Füße waren wie Eis, mein Kopf glühte. Endlich, Du hattest vielleicht Mitleiden mit mir, hörtest Du auf zu singen und verschwandst. Der Widerschein der blendenden Erscheinung, der Nachhall der



bezaubernden Musik verschwanden nach und nach in meinen Augen und Ohren. Da fiel ich in den Fensterwinkel starrer und schwächer nieder, als eine aus ihren Fugen losgerissene Bildsäule. Die Besperglocke weckte mich wieder auf. Ich stand auf; aber ach! in mir war etwas Gefallenes, welches sich nicht wieder erheben konnte.

Er machte wieder eine Pause und fuhr dann fort: »Ja, von diesem Tage an war in mir ein Mensch, den ich nicht kannte. Ich wollte alle meine Hülfsmittel anwenden: das Kloster, den Altar, die Arbeit, die Bücher. Thorheiten! Ach, wie hohl klingt die Wissenschaft, wenn man aus Verzweiflung mit einem leidenschaftsvollen Kopfe daran klopft! Weißt Du, junges Mädchen, was ich immer zwischen dem Buche und mir zu sehen glaubte? Dich, Deinen Schatten, das Bild der glänzenden Erscheinung, welche einst den Raum vor mir durchkreuzt hatte. Aber dieses Bild hatte nicht mehr dieselbe Farbe; es war finster, düster wie der schwarze Kreis, welcher lange Zeit das Gesicht des Unvorsichtigen verfolgt, welcher starr in die Sonne gesehen hat. Da ich mich nicht davon losmachen konnte, indem ich immer Deinen Gesang vor meinem Kopfe summen hörte, immer Deine Füße auf meinem Brevier umbertanzen

sah, immer des Nachts Deine Gestalt über mich wegschlüpfen fühlte, so wollte ich Dich wiedersehen, Dich berühren, erfahren, wer Du wärest, zusehen, ob ich Dich vielleicht dem Ideale, das mir von Dir geblieben war, ähnlich fände, vielleicht meinen Traum durch die Wirklichkeit zerstören. In jedem Falle hoffte ich, daß ein neuer Eindruck den ersten verwischen würde, und der erste war mir unerträglich geworden. Ich suchte Dich. Ich sah Dich wieder. Wehe mir! Als ich Dich zwei Mal gesehen hatte, wollte ich Dich tausend Mal, wollte ich Dich immer wieder sehen. Darauf — wie sollte ich mich an diesem Abhange der Hölle festhalten? — gehörte ich nicht mehr mir an. Das andere Ende des Fadens, welches mir der Teufel an meine Flügel befestigt hatte, hatte er sich um seinen Fuß gebunden. Ich irrte umher wie Du. Ich erwartete Dich unter den Vorhallen, ich spürte Dich aus im Winkel der Straßen, ich suchte Dich von der Spitze meines Thurms herab. Jeden Abend kehrte ich entzückter, verzweifelnder, beherzter, verlornere zu mir selbst zurück.

Ich hatte erfahren, wer Du warst: eine Zigeunerin. Wie konnte ich an der Zauberei zweifeln? Höre zu: ich hoffte, daß ein Proceß mich von dem Zauber befreien würde. Eine



Here hatte Bruno von Aft bezaubert; er ließ  
 sie verbrennen und wurde geheilt. Ich wußte  
 es; ich wollte dieses Mittel versuchen. Ich ließ  
 Dir zuerst das Tanzen auf dem Vorhofe von  
 Notre-Dame untersagen, indem ich hoffte, Dich  
 zu vergessen, wenn Du nicht wiederkämfst. Du  
 lehrtest Dich nicht daran, Du kamst doch wieder.  
 Darauf kam ich auf den Einfall, Dich zu ent-  
 führen. In einer Nacht versuchte ich es. Wir  
 waren unserer zwei. Wir hatten Dich schon in  
 unserer Gewalt, als der elende Officier dazu  
 kam. Er befreite Dich. Er fing also Dein  
 Unglück, das meinige und das seinige an.  
 Endlich, da ich nicht mehr wußte, was ich an-  
 fangen, was aus mir werden sollte, zeigte ich  
 Dich bei dem geistlichen Gerichte an. Ich dachte,  
 ich würde geheilt werden wie Bruno von Aft.  
 Ich dachte auch, daß ein Proceß Dich mir über-  
 liefern würde, daß in einem Gefängnisse ich Dich  
 in meine Gewalt bekommen würde; daß Du  
 mir da nicht würdest entgehen können; daß Du  
 schon seit zu langer Zeit mich besähest, als daß  
 ich nicht auch einmal Dich besäße. Wenn man  
 Böses begonnen hat, muß man es ganz thun.

»Ich gab Dich also an. Damals setzte ich  
 Dich in Schrecken, wenn ich Dir begegnete.  
 Das Complot, welches ich gegen Dich anlegte,

der Sturm, welchen ich über Dein Haupt heraufbeschwor, entfuhr mir in Drohungen und Blitzen. Jedoch zauderte ich noch. Mein Plan hatte seine schrecklichen Seiten, welche mich davor zurückbeben ließen. — Vielleicht hätte ich ihn aufgegeben, vielleicht würde mein scheußlicher Gedanke in meinem Gehirne vertrocknet sein, ohne Frucht zu bringen. Ich glaubte, daß es immer von mir abhinge, den Proceß zu verfolgen oder niederzuschlagen. Aber jeder böse Gedanke ist unerbittlich und will zur That werden; wo ich mich für allmächtig hielt, war das Verhängniß mächtiger als ich. Ach! dieses Verhängniß hat Dich gefangen, hat Dich dem schrecklichen Räderwerke der Maschine überliefert, welche ich im Finstern gebaut hatte. Höre zu, ich komme bald zu Ende.«

»Eines Tages, — es war auch ein sonniger Tag — sehe ich vor mir einen Menschen hergehen, welcher Deinen Namen ausspricht und lacht, und dem die Schwelgerei aus den Augen sieht. Verdammt! Ich folgte ihm; das Uebrige weißt Du.«

Er schwieg. Das junge Mädchen konnte nur ein Wort finden: »O mein Phöbus!«

»Nicht diesen Namen!« sagte der Priester, indem er mit Heftigkeit ihren Arm ergriff. »Sprich



mir diesen Namen nicht aus! Ach! dieser Name hat uns Alle in dieses Unglück gestürzt. Der vielmehr, wir haben uns selbst einander ins Verderben gebracht, durch das unerklärliche Spiel des Verhängnisses. — Du leidest, nicht wahr? Dich friert, die Nacht macht Dich blind, der Kerker umgibt Dich; aber vielleicht hast Du noch etwas Licht in Dir, wäre es auch nur diese kindische Liebe zu einem Manne, welcher mit Deinem Herzen sein Spiel trieb, während ich den Kerker in mir trage; in mir herrscht der Winter, das Eis, die Verzweiflung; meine Seele ist Nacht. Weißt Du, was ich gelitten habe? Ich bin bei Deinem Prozesse zugegen gewesen. Ich saß auf der Bank des geistlichen Gerichts. Ja unter einer der Priester-Kapuzen waren die Verzerrungen eines Verdammten zu sehen. Als man Dich wegführte, war ich zugegen; als man Dich darauf inquirente, war ich dabei. — O die Wolfshöhle! — Mein Verbrechen war es, mein Galgen, den ich sich langsam über Deinem Haupte aufbauen sah. Bei jedem Zeugnisse, bei jedem Beweise, bei jeder Anklage war ich zugegen; ich konnte jeden Deiner Schritte auf dem Schmerzenswege berechnen; ich war da, als diese wilde Bestie... Ach! ich hatte die Tortur nicht vorausgesehen! —

Höre zu. Ich folgte Dir in die Folterkammer. Ich sah Dich entkleiden, ich sah Dich in den verruchten Händen des Foltermeisters. Ich sah Deinen Fuß, diesen Fuß, auf welchen ich für eine Welt einen einzigen Kuß hätte drücken und dann sterben mögen, ich sah ihn in den schrecklichen spanischen Stiefel einschnüren, welcher aus den Gliedern eines lebenden Wesens einen blutigen Teig macht. Ach! ich Elender! während ich dieses sah, hatte ich unter meinem Mantel einen Dolch, mit dem ich mir die Brust zerarbeitete. Bei dem Geschrei, welches Du ausstießest, stieß ich ihn tief in mein Fleisch; bei einem zweiten Schrei wäre er mir ins Herz gedrungen! Sieh her! Ich glaube, es blutet noch.«

Er schlug sein Gewand zurück. Seine Brust war in der That wie von Tigerkrallen zerfleischt, und in der Seite hatte er eine sehr breite und schlecht geschlossene Wunde.

Die Gefangene bebte vor Entsetzen zurück.

»Ach!« sagte der Priester, »junges Mädchen, habe Mitleiden mit mir! Du hältst Dich für unglücklich! Ach! Du weißt noch nicht, was Unglück heißt! Ein Weib lieben! Priester sein — und von ihr gehaßt werden! sie lieben mit aller Wuth seiner Seele; fühlen, daß man für ein kleines Lächeln von ihr sein Blut, sein Herz,



seinen Ruf, sein Heil, die Unsterblichkeit und  
 Ewigkeit, dieses und jenes Leben hingeben  
 würde; bedauern, daß man nicht König, Kaiser,  
 Erzengel, Gott selbst ist, um ihr einen größern  
 Sklaven vor die Füße zu legen; sich Nacht und  
 Tag mit seinen Träumen und Gedanken herum-  
 quälen, und sie in eine Soldatenuniform verliebt  
 sehen! und ihr nichts anbieten können, als ein  
 schmutziges Priestergewand, vor welchem sie Furcht  
 und Abscheu hat! Gegenwärtig sein mit seiner  
 Eifersucht und seiner Wuth, während sie an einen  
 erbärmlichen Prahler Schätze der Liebe und der  
 Schönheit verschwendet! Sehen diesen Körper,  
 dessen Reiz entzückt, diesen Busen, welcher so  
 sanft ist, dieses Fleisch zucken und sich röthen  
 unter den Küssen eines Andern! O Himmel!  
 ihren Fuß, ihren Arm, ihre Schulter, ihre braune  
 Haut lieben, an ihre blauen Adern denken, sich  
 ganze Nächte lang mit diesen Gedanken auf dem  
 Boden seiner Zelle umherwälzen und sehen,  
 daß alle die Liebfosungen, welche man für sie  
 geträumt hat, sie zur Tortur bringen! Keinen  
 andern Erfolg gefunden haben, als sie auf das  
 lederne Bette des Henkers zu legen! Ach, das  
 sind wahre vom Feuer der Hölle glühend ge-  
 machte Zangen! Ach! glücklich ist dagegen der,  
 welchen man zwischen zwei Brettern auseinan-

der sagt, oder den man mit vier Pferden viertheilt! — Kennst Du die Marter, die man in langen Nächten empfindet, wenn die Abern sieden, das Herz bricht, der Kopf reißt, die Zähne an den Händen nagen! Junges Mädchen! Gnade! ruhig noch einen Augenblick! Ein wenig Asche in diesen Brand! Trockne, ich beschwöre Dich darum, den Schweiß, welcher in dicken Tropfen von meiner Stirn rieselt! Foltere mich mit einer Hand, aber liebe mich mit der andern! Habe Mitleid, junges Mädchen! habe Mitleid mit mir!«

Der Priester wälzte sich im Wasser am Boden umher, und zerstiess sich den Schädel an den Ecken der steinernen Stufen. Das junge Mädchen hörte, sah ihn an. Als er erschöpft und keuchend schwieg, wiederholte sie mit halber Stimme: »O mein Phöbus!«

Der Priester kroch auf beiden Knien zu ihr hin: »Ich bitte Dich darum,« rief er, »wenn Du ein Herz im Busen trägst, verstoße mich nicht! Ach, ich liebe Dich! Ich bin ein Elender! Wenn Du jenen Namen aussprichst, Unglückliche, so ist es, als ob Du alle Fibern meines Herzens mit Deinen Zähnen zermalmtest! Gnade! Wenn Du aus der Hölle kommst, ich gehe mit Dir. Die Hölle, wo Du sein wirst,



ist mein Paradies; Dein Anblick ist viel reizender als das Anschauen Gottes! Ach! sprich! Du willst also nichts von mir wissen? An dem Tage, wo ein Weib eine solche Liebe zurückstieße, hätte ich geglaubt, die Berge stürzten in Trümmer. Ach, wenn Du wolltest! Wie glücklich könnten wir sein! Wir würden fliehen, — ich würde Dich retten, — wir gingen irgendwo hin, wir suchten den Ort auf der Erde, wo die Sonne am hellsten scheint, wo die Bäume am schönsten grünen und der Himmel am heitersten lacht. Wir würden uns lieben, wir würden unsere Seelen in einander ergießen, wir würden einen unauslöschlichen Durst zu einander haben, den wir aus dem unversiegbaren Becher der Liebe stillen würden.«

Sie unterbrach ihn mit einem schrecklichen Gelächter. — »Sehet doch, mein Vater! Ihr habt Blut an den Nägeln.«

Der Priester blieb einen Augenblick wie versteinert, das Auge auf die Hand geheftet.

»Nun gut, ja!« fuhr er endlich mit einer seltsamen Milde fort, »beschimpfe mich, verspötte mich! aber komm, komm. Laß uns eilen. Es ist wegen morgen, sage ich Dir. Der Galgen auf dem Grebe=Platz, Du weißt, er steht immer bereit. Es ist schrecklich! Dich auf dem Karren

fahren zu sehen! Ach! Gnade! — Ich habe es nie so sehr empfunden wie ich Dich liebte, als jetzt. — Ach! folge mir. Du wirst Dir die Zeit nehmen, mich zu lieben, wenn ich Dich werde gerettet haben. Du wirst mich so lange hassen als Du willst. Aber komm. Morgen! Morgen! Der Galgen! Deine Todesstrafe! Ach, rette Dich! schone meiner!«

Er ergriff ihren Arm, er war abwesend, er wollte sie mit fortreißen.

Sie beftete auf ihn ihr starres Auge. — »Was ist aus Phöbus geworden?«

»Ach!« sagte der Priester, und ließ ihren Arm fahren, »Ihr seid ohne Mitleiden!«

»Was ist aus Phöbus geworden?« wiederholte sie kalt.

»Er ist todt!« sagte der Priester.

»Todt!« sagte sie immer noch eifrig und unbeweglich; »was spricht Ihr mir denn vom Leben?«

Er hörte sie nicht an. — »Ach ja!« sagte er, als ob er mit sich selbst spräche, »er muß wohl todt sein. Die Klinge ist ganz bis vorn hindurch gedrungen. Ich glaube, ich habe ihm das Herz mit der Spitze getroffen. Ach! ich lebte selbst in der Spitze des Dolches!«

Das junge Mädchen warf sich auf ihn,

wie eine wüthende Tigerin, und warf ihn auf die Stufen der Treppe mit einer übernatürlichen Kraft hinauf. — »Geh fort, Ungeheuer! fort mit Dir, Meuchelmörder! laß mich sterben! Möchte unser beider Blut Dir einen ewigen Schandfleck auf die Stirn zeichnen! Dir angehören, Priester! Niemals! Niemals! Nichts wird uns vereinen! selbst nicht die Hölle! Geh! Verfluchter! Nie!«

Der Priester war auf der Treppe gestolpert. Er machte schweigend seine Füße aus den Falten seines Gewandes los, nahm seine Laterne wieder auf, und fing an, langsam die zur Thüre führenden Stufen hinaufzusteigen. Plötzlich sah das junge Mädchen seinen Kopf wieder zum Vorschein kommen; er hatte einen furchtbaren Ausdruck, und er rief ihr mit einer Stimme der Wuth und der Verzweiflung zu: »Ich sage Dir, er ist todt!«

Sie fiel mit dem Gesichte auf den Boden nieder, und man hörte in dem Gefängnisse kein anderes Geräusch mehr, als den von der Decke in die Pfütze herabfallenden Wassertropfen.

---

## V.

Die Mutter.

Nichts in der Welt ist wohl reizender, als



die Gedanken, welche in dem Herzen einer Mutter erwachen beim Anblicke des kleinen Schuhs ihres Kindes; vorzüglich wenn es der sonntägliche Schuh, der Schuh des Taufstages ist; ein bis an die Sohle gestrickter Schuh; ein Schuh, mit welchem das Kind noch keinen Schritt gethan hat. Dieser Schuh ist so anmuthig, so klein, daß es der Mutter so ist, als sähe sie das Kind selbst. Sie lächelt ihn an, sie küßt ihn, sie spricht mit ihm; sie fragt sich, ob es möglich ist, daß ein Fuß so klein sei; und ist das Kind abwesend, so reicht der niedliche Schuh hin, um ihr das süße, zarte Geschöpf vor die Augen zu zaubern.

Aber ist das Kind verloren gegangen, so werden die tausend Bilder der Freude, des Reizes und der Zärtlichkeit, welche sich um den kleinen Schuh zusammendrängen, zu eben so vielen Schreckbildern. Der hübsche, kleine Schuh ist dann nur ein Marterinstrument, welcher ewig das Mutterherz foltert.

Eines Morgens, als die Maisonne an einem dunkelblauen Himmel aufstieg, wie ihn Garofolo liebt, um seine Kreuzesabnahmen darzustellen, hörte die Eingemauerte im Rolandsthurm den Lärm von Rädern, Pferden und Ketten auf dem Greve-Platz. Sie wachte davon auf, flocht



ihre Haare über ihre Ohren zusammen, um sich taub zu machen, und fing wieder an, auf den Knien liegend, den leblosen Gegenstand zu betrachten, welchen sie schon seit funfzehn Jahren so anbetete. Dieser kleine Schub war, wie wir schon gesagt haben, ihre Welt. Ihr ganzes Denkvermögen war in ihm eingeschlossen und sollte nur mit dem Tode aus ihm heraustreten. Welche bitteren Verwünschungen, welche rührenden Klagen, Gebete und Seufzer sie beim Anblicke dieses niedlichen, seidnen Schubes zum Himmel emporgesandt hat, das weiß nur die düstere Höhle des Rolandthurms allein. An diesem Morgen schien ihr Schmerz noch heftiger und gewaltsamer zu sein, als gewöhnlich, und man hörte von außen sie mit einer lauten eintönigen Stimme, welche zum Herzen drang, klagen.

»Ach, meine Tochter!« sagte sie, »meine Tochter! mein armes, kleines, geliebtes Kind, ich soll Dich also nicht wieder sehen! es ist vorbei! Es kommt mir immer so vor, als ob es erst gestern geschehen sei! Mein Gott, wenn Du sie mir so schnell wieder nehmen wolltest, wäre es besser gewesen, Du hättest sie mir gar nicht gegeben. Weißt Du denn nicht, daß unsere Kinder mit unserm Leibe in Verbindung stehen,

und daß eine Mutter, welche ihr Kind verloren hat, nicht mehr an Gott glaubt? — Ach, ich Unglückliche! warum ging ich an jenem Tage aus! — Herr! Herr! da Du sie mir so genommen hast, hast Du niemals mich mit ihr zusammen gesehen, wenn ich sie an meinem Feuer erwärmte, wenn sie an meiner Brust liegend mich anlachte, wenn ich ihre kleinen Füße auf meiner Brust bis zu meinen Lippen heraufsteigen ließ. Ach! wenn Du das gesehen hättest, mein Gott, würdest Du Mitleid mit meiner Freude gehabt haben; würdest Du nicht die einzige Liebe mir genommen haben, die mir im Herzen zurückblieb! War ich denn ein so elendes Geschöpf, Herr, daß Du mich nicht ansehen konntest, ehe Du mich verdammtest? — Ach! das ist der Schuh; wo ist der Fuß! Wo ist das Uebrige? Wo ist das Kind? Meine Tochter! Was haben sie mit Dir gemacht? Herr, gib sie mir zurück. Meine Knie sind seit funfzehn Jahren vom Beten wund, mein Gott! ist es noch nicht genug? Gib sie mir zurück, auf einen Tag, auf eine Stunde, auf eine Minute; auf eine Minute, Herr, und wirf mich dann für die Ewigkeit dem Teufel zu! Ach, wenn ich wüßte, wo ein Zipfel ihres Rockes wäre, ich faßte ihn mit meinen beiden Händen, und



man müßte mir wohl mein Kind wiedergeben! Ihr hübscher, kleiner Schuh, hast Du damit kein Mitleiden, Herr? Kannst Du eine arme Mutter zu einer funfzehnjährigen Marter verdammen? Heilige Jungfrau! mein Christus-Kind, man hat es mir genommen, man hat es mir gestohlen, man hat es auf einer Heide verzehrt, man hat sein Blut getrunken, seine Gebeine gekaut! Heilige Jungfrau, habe Mitleiden mit mir! Was habe ich davon, wenn es im Paradiese ist? Ich will nichts mit Euern Engeln zu thun haben, ich will mein Kind! Ich bin eine Löwin, gebt mir meinen jungen Löwen wieder. — Ach! ich will mich auf der Erde umherwinden, ich will den Stein mit meiner Stirn zerschmettern, ich will mich verdammen, ich will Dir fluchen, Herr! wenn Du mir mein Kind vorenthältst. — Du siehst doch, daß ich meine Arme ganz zerfleischt habe, Herr! hat denn der liebe Gott gar kein Mitleiden? Ach, gib mir nur Salz und Brot, wenn ich nur meine Tochter habe, und mich an ihr wie an meiner Sonne wärmen kann! Ach! Herr, mein Gott, ich bin nur eine schlechte Sünderin; aber meine Tochter machte mich fromm. Ich war religiös aus Liebe zu ihr; und ich schaute Dich, o Gott, durch ihr Lächeln an, wie durch eine

Öeffnung des Himmels! — Ach! könnte ich nur einmal, nur ein einziges Mal diesen Schuh ihrem hübschen rothigen Fuß anziehen, und ich will sterben, heilige Jungfrau, Dich segnend. — Ach, funfzehn Jahre, sie würde jetzt groß sein! — Unglückliches Kind! Wie! es ist also wahr, ich soll sie nicht wieder sehen, selbst nicht im Himmel? denn, ich komme nicht dahin! O, welches Elend! zu sagen, das ist ihr Schuh, und nichts weiter zu vermögen!«

Die Unglückliche hatte sich über den Schuh geworfen, ihren Trost und ihre Verzweiflung seit so vielen Jahren; und ihr Inneres wurde wie am ersten Tage vom Schmerz zerrissen. Denn für eine Mutter, welche ihr Kind verloren hat, bleibt es immer der erste Tag. Dieser Schmerz wird nicht alt. Die Trauerkleider mögen sich abtragen und abbleichen, das Herz bleibt immer in Trauer.

In diesem Augenblicke kamen frische, muntere Kinder vor ihrer Zelle vorbei. Jedesmal, wenn ihr Auge oder ihr Ohr auf Kinder traf, stürzte sich die arme Mutter in den düstersten Winkel ihres Grabes. Dieses Mal aber richtete sie sich auf wie aus dem Schlafe erwachend, und hörte begierig zu. Einer der kleinen Knaben hatte gesagt: — »Heute wird man eine Zigeunerin hängen.«

Mit dem raschen Sprunge einer Spinne, welche sich über eine in ihrem Netze gefangene Mücke herwirft, lief sie an die Oeffnung ihrer Zelle, welche, wie man weiß, die Aussicht auf den Greve-Platz hatte. In der That, eine Leiter war an dem Galgen aufgerichtet, und der Henker beschäftigte sich damit, die vom Regen rostig gewordenen Ketten zu putzen. Ringsum stand einiges Volk.

Der muntere Kinderhaufen war schon weit entfernt. Die Büßende suchte mit ihren Augen einen Vorübergehenden, den sie fragen konnte. Sie bemerkte dicht neben ihrer Zelle einen Priester, welcher anscheinend in dem öffentlichen Brevier las, aber welcher weit weniger damit, als mit dem Galgen beschäftigt war, auf welchen er von Zeit zu Zeit einen finstern und wilden Blick warf. Sie erkannte in ihm den Herrn Archidiaconus von Josas, einen heiligen Mann.

»Mein Vater,« fragte sie, »wen will man dort hängen?«

Der Priester sah sie an und antwortete nicht; sie wiederholte ihre Frage; darauf sagte er: »Ich weiß es nicht.«

»Hier waren einige Kinder, welche sagten, daß es eine Zigeunerin wäre,« erwiederte sie.

»Ich glaube, daß dem so ist,« sagte der Priester.

Darauf schlug Paquette = la = Chantefleurie eine Hyänen=Lache auf.

»Meine Schwester,« sagte der Archidiaconus, »Ihr hasset also wohl die Zigeunerinnen?«

»Ob ich sie hasse!« schrie die Eingemauerte, »das sind Hexen, das sind Kindesräuberinnen! Sie haben mir mein kleines Mädchen gefressen, mein Kind, mein einziges Kind! Ich habe kein Herz mehr, sie haben es mir verzehrt!«

Sie war ganz in Wuth. Der Priester sah sie kaltblütig an.

»Vorzüglich eine darunter hasse ich, und fluche ihr,« versetzte sie; »es ist ein junges Mädchen, so alt, als meine Tochter sein würde, wenn ihre Mutter meine Tochter nicht gefressen hätte. Jedesmal, wenn diese junge Viper vor meiner Zelle vorbeiging, hat sie mir alles Blut in Aufruhr gebracht.«

»Nun gut, meine Schwester, freut Euch,« sagte der Priester, so eifrig wie eine Grabstatue; »Ihr sollt sie sterben sehen.«

Sein Kopf fiel auf seine Brust zurück und er entfernte sich langsam.

Die Eingemauerte rang die Arme vor Freude. »Ich habe es ihr vorhergesagt, daß sie da hinansteigen würde. Dank, Priester!« rief sie ihm nach.

Und nun fing sie an, mit großen Schritten und fliegenden Haaren vor den Stäben ihres Fensters umherzugehen; mit flammenden Augen, mit ihrer Schulter an die Mauer stoßend und mit dem Ansehen einer Wölfin im Käfig, welche lange gehungert hat und nun merkt, daß die Stunde des Fütterns herannahet.

## VI.

Drei ganz verschieden gebildete Menschenherzen.

Phöbus indessen war nicht todt. Menschen seines Schlages haben ein zähes Leben. Als Meister Philipp Lheulier, der außerordentliche königliche Advocat, zur armen Esmeralda gesagt hatte: »Er stirbt jezt,« war dies aus Irrthum oder Scherz geschehen. Als der Archidiaconus der Verurtheilten wiederholt versicherte, er sei todt, wußte er in der That nichts davon, aber er glaubte es, er rechnete darauf, er zweifelte nicht daran, er hoffte es sogar. Es wäre für ihn zu hart gewesen, wenn er einem Weibe, die er liebte, gute Nachrichten von seinem Nebenbuhler hätte geben wollen. Jeder Mann hätte es an seiner Stelle eben so gemacht.

Nicht etwa, als ob Phöbus Wunde nicht schwer gewesen wäre, aber sie war es weniger, als der Archidiaconus sich schmeichelte. Der

Heilkünstler, zu welchem die Soldaten der Wache ihn im ersten Augenblicke geschleppt hätten, hatte selbst acht Tage lang für sein Leben gefürchtet und hatte es ihm sogar auf Lateinisch gesagt. Jedoch die Jugend hatte die Oberhand behalten und die Natur hatte ihn dem Arzte zum Troste gerettet. Während er noch auf dem Krankenbette bei dem Arzte lag, hatte er das erste Verhör bei Philipp Pheulier und den übrigen Untersuchungsrichtern des heiligen Gerichts aushalten müssen, was ihm sehr unangenehm gewesen war. Aber an einem schönen Morgen, als er sich schon besser fühlte, hatte er seine goldenen Sporen dem Heilkünstler statt Bezahlung zurückgelassen. Dieses hatte übrigens den Gang der Untersuchung gar nicht gestört. Die Justiz bekümmerte sich damals sehr wenig um die Richtigkeit und Klarheit eines Criminalprocesses. Wenn der Angeklagte nur gehangen wurde, so hatte sie das Ihrige gethan. Nun hatten die Richter Beweise genug gegen die Esmeralda. Sie hatten geglaubt, Phöbus wäre todt und damit war die Sache abgemacht.

Phöbus seinerseits war nicht weit entflohen. Er war nur wieder zu seiner Compagnie in die Garnison zu Queue-en-Brie in Ile-de-France, einige Stationen von Paris, zurückgekehrt.

Ueberhaupt hatte er keineswegs Lust, in Person bei diesem Prozesse zu erscheinen. Er fühlte, daß er dabei eine lächerliche Rolle spielen würde. Im Grunde wußte er nicht, was er von der Sache denken sollte. Als abergläubischer Weltmensch, wie jeder Soldat, welcher nichts als Soldat ist, war er, wenn er über die Begebenheit nachdachte, nicht eins mit sich über die Ziege, über die seltsame Art, wie er mit der Esmeralda zusammengetroffen war, über die nicht weniger sonderbare Weise, wie sie ihm ihre Liebe hatte errathen lassen, über ihren Stand als Zigeunerin, und endlich über das Mönchsgespensst. Er erblickte in dieser Geschichte mehr Hererei als Liebe; offenbar eine Here, vielleicht den Teufel selbst; endlich eine Komödie, oder in der damaligen Sprache ein sehr unangenehmes Mysterium, in welchem er eine sehr linksische Rolle, die des Geprügelten und Verspoteteten spielte. Der Hauptmann war darüber ganz beschämt, er fühlte die Art von Scham, welche Lafontaine so treffend schildert, wenn er sagt: »Beschämt wie ein Fuchs, den eine Henne gefangen hat.«

Er hoffte übrigens, daß die Geschichte nicht weiter bekannt, daß sein Name in seiner Abwesenheit dabei kaum genannt werden und auf allen Fall

nicht über das Untersuchungszimmer in der Tour-  
nelle hinaus erschallen würde. Und darin irrte  
er sich auch nicht. Die schöne Welt bekümmerte  
sich damals nicht um den Namen eines Delin-  
quenten, welcher auf der Straße vorbeigeführt  
wurde, und höchstens ergöhte sich der Pöbel an  
einem solchen plumpen Schauspiele.

Phöbus beruhigte sich daher sehr bald über  
die Here Esmeralda, oder Similar, wie er sagte,  
über den Dolchstich der Zigeunerin oder des  
Mönchsgespensstes (das war ihm ganz gleich)  
und über den Ausgang des Processes. Aber  
sobald sein Herz von dieser Seite frei war,  
kehrte das Bild von Fleur-de-Lys darin zurück.  
Das Herz des Hauptmann Phöbus hatte wie  
die damalige Physik, einen horror vacui.

Uebrigens war es ein langweiliger Aufent-  
halt in Queue-en-Brie, einem Dorfe, von  
Schmieden und Kuhhirtinnen mit harten Händen  
bewohnt, einer langen Reihe von Strohhütten,  
welche die große Heerstraße eine halbe Meile  
lang einfaßten, kurz einem langen Schweif (une  
queue) von Häusern.

Fleur-de-Lys war seine vorlezte Liebschaft,  
ein hübsches Mädchen mit einer guten Mitgift;  
daher kam an einem schönen Morgen der ver-  
liebte Cavalier, als er ganz und gar wieder ge-

heilt war und die Geschichte mit der Zigeunerin ganz vergessen oder beendigt glaubte, und pochte an die Thür des Hauses Gondelaurier.

Er achtete nicht auf eine ziemlich große Menschenmenge, welche auf dem Platze des Vorhofes vor dem Portal der Kirche Notre-Dame sich gesammelt hatte; er erinnerte sich, daß es im Monat Mai war; er vermuthete irgend eine Procession, ein Fest, band sein Pferd an den Ring der Vorhalle und stieg vergnügt zu seiner schönen Verlobten hinauf. — Sie war allein mit ihrer Mutter.

Fleur-de-Lys hatte immer noch auf ihrem Herzen die Scene mit der Here, ihrer Siege, ihrem verwünschten Alphabet und die lange Abwesenheit Phöbus. Jedoch, als sie ihren Capitain eintreten sah, fand sie sein Aussehen so hübsch, bemerkte eine so neue Uniform, ein so glänzendes Degengehänge und eine so leidenschaftliche Miene an ihm, daß sie vor Vergnügen erröthete. Die junge Dame war ebenfalls reizender als je. Ihre prächtigen blonden Haare waren zum Entzücken aufgesteckt, sie war ganz in Himmelblau gekleidet, welches den Blondinen so gut steht, und ihr Auge schwamm in jener schmachtenden Sehnsucht, welche ihnen noch besser steht.

Phöbus, welcher seit den Kleinstädterinnen von Queue=en=Brie keine Schönheit gesehen hatte, wurde ganz bezaubert von Fleur=de=Lys, was unserm Officier einen so galanten und dringenden Anstrich gab, daß der Friede sofort abgeschlossen war. Frau von Gondelaurier selbst, welche immer in ihrem großen Lehnstuhle saß, hatte nicht die Macht über sich, ihm zu schmolzen. Was Fleur=de=Lys's Vorwürfe anbelangt, so erstarben sie unter zärtlichen Liebkosungen. — Das junge Mädchen saß neben dem Fenster und stückte immer noch an ihrer Neptuns=Grotte. Der Capitain lehnte sich auf die Lehne ihres Stuhls und sie richtete mit leiser Stimme ihre zärtlichen Vorwürfe an ihn.

»Was habt Ihr denn seit zwei langen Monaten angefangen, Ihr böser Mensch?«

»Ich schwöre Euch,« antwortete Phöbus, ein wenig durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt, »daß Ihr so schön seid, daß ein Erzbischof sich in Euch verlieben müßte.«

Sie konnte sich nicht enthalten, zu lächeln. »Es ist gut, mein Herr; laßt meine Schönheit in Ruhe und antwortet mir. Eine herrliche Schönheit, fürwahr!«

»Nun gut, schöne Base, ich bin in meine Garnison zurückgerufen.«

»Und wohin denn da, wenn's Euch beliebt? Warum seid Ihr nicht gekommen, um Abschied von mir zu nehmen?«

»Nach Queue-en-Brie.« — Phöbus freute sich, daß die erste Frage ihn über die zweite hinwegführte.

»Aber das ist ja ganz in der Nähe, mein Herr. Wie geht es zu, daß Ihr mich nicht ein einziges Mal besucht habt?«

Hier war Phöbus in großer Verlegenheit. »Weil... der Dienst... und dann, reizende Base, war ich krank.« — »Krank!« erwiderte sie ganz erschrocken. — »Ja, verwundet.« — »Verwundet!« das arme Kind war ganz weg vor Schrecken.

»Ach! beunruhigt Euch deshalb nicht,« sagte Phöbus nachlässig, »es hat nichts zu sagen. Ein Streit, ein Degenstich; was geht das Euch an?«

»Was mich das angeht?« rief Fleur-de-Lys, indem sie ihre Augen in Thränen schwimmend aufschlug. »Ihr sagt nicht, was Ihr dabei denkt. Was war das für ein Degenstich? Ich will Alles wissen.«

»Nun gut! liebe Schöne, ich habe einen Strauß gehabt mit Mahet Feby, wißt Ihr? dem Lieutenant von St. Germain-en-Laye, und

wir haben uns ein Bischen die Haut zerfekt.  
Das ist Alles.«

Der lügenerische Capitain wußte sehr wohl, daß eine Ehrensache einen Mann immer in den Augen eines Frauenzimmers hebt. In der That, Fleur-de-Lys sah ihm ganz bewegt vor Furcht, Vergnügen und Bewunderung ins Gesicht. Sie war jedoch noch nicht vollkommen beruhigt.

»Ich hoffe, daß Ihr vollkommen wieder geheilt seid, mein Phöbus!« sagte sie. »Ich kenne Euren Mahet Fedy nicht; aber es ist ein grober Mensch. Und woher entstand dieser Streit?«

Hier wußte Phöbus, dessen Einbildungskraft nur wenig schöpferisch war, nicht mehr, wie er sich aus dieser Verlegenheit herauswickeln sollte.

»Ach! was weiß ich?... eine unbedeutende Veranlassung, ein Pferd, ein Wort! — Schöne Base,« rief er, um die Unterhaltung davon abzulenken, »was ist das für ein Lärm da auf dem Vorhofe?«

Er trat ans Fenster. »Ach! schöne Base, seht einmal, was für eine Menge Menschen da auf dem Plaze ist!«

»Ich weiß es nicht,« sagte Fleur-de-Lys; »es scheint, als ob irgend eine Here da Kirchen-

büße thun soll, um nachher gehangen zu werden.«

Der Hauptmann glaubte, die Sache mit der Esmeralda wäre so ganz abgemacht, daß Fleur-de-Lys's Worte ihn wenig rührten. Er that indessen noch einige Fragen.

»Wie heißt diese Here?« — »Ich weiß es nicht,« war die Antwort.

»Und was gibt man ihr Schuld?« — Sie zuckte auch dieses Mal ihre weißen Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Ach, mein Gott!« sagte die Mutter, »es gibt jetzt so viele Heren, daß man sie verbrennt, wie ich glaube, ohne ihre Namen zu wissen. Es würde eben so sein, als wenn man den Namen jeder Wolke am Himmel wissen wollte. Ueberhaupt kann man ruhig sein. Der liebe Gott führt sein Register.« — Hier stand die Dame auf und trat ans Fenster. — »Mein Gott!« sagte sie, »Ihr habt Recht, Phöbus. Das ist ein großes Menschengedränge. Sie sitzen sogar auf den Dächern. Wißt Ihr was, Phöbus? das erinnert mich an meine Jugendzeit; an den Einzug Carls VII., wobei eben so viel Menschen waren. Ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre. Wenn ich mit Euch von solchen Dingen spreche, nicht wahr? so kommt das Euch als etwas sehr Altes, mir aber als etwas Jungendliches vor.



Uch! es war ein weit schöneres Volk als das jetzige. Es standen sogar Einige auf den Mauerzinnen von dem Thore St. Antoine. Der König hatte die Königin hinter sich auf dem Pferde, und nach ihren Hoheiten kamen alle Damen, hinter den Herren auf den Pferden sitzend. Ich erinnere mich noch, daß man gewaltig lachte, als neben Amanyon de Garlande, welche eine sehr kurze Figur hatte, der Ritter Matafelon saß, ein Ritter von gigantischer Größe, der die Engländer haufenweise getödtet hatte. Dann kam der Zug aller Edelleute Frankreichs mit ihren Driflammen. Es waren die mit den Fahnen und die Andern mit Bannern dabei. Der Herr von Calan mit der Fahne, Johann von Chateamoran mit dem Banner; der Herr von Coucy mit dem Banner, und mehr ausstaffirt als irgend ein Anderer, mit Ausnahme des Herzogs von Bourbon. — Uch! wie traurig ist es doch, zu denken, daß alles dieses existirt hat und daß nichts mehr davon da ist!»

Die beiden Verliebten hörten nicht auf die ehrwürdige Wittwe. Phöbus hatte sich wieder an den Stuhl seiner Verlobten gelehnt; ein reizender Platz, von wo sein kecker Blick sich in alle Deffnungen von Fleur-de-Lys's Halstuche versenkte. Er wurde von ihrem seidenen Leint

so geblendet, daß er sich selbst fragte: »Wie kann man etwas anderes lieben, als eine Weiße?« Alle beide schwiegen. Das junge Mädchen sah ihn mitunter mit einem entzückten und sanften Blicke an und ihre Haare erglänzten wie Gold im Strahle der Frühlingssonne.

»Phöbus,« sagte plötzlich Fleur-de-Lys mit leiser Stimme, »wir sollen uns in einem Vierteljahre heirathen; schwört mir, daß Ihr nie ein anderes Frauenzimmer geliebt habt als mich.«

»Ich schwöre es Euch, schöner Engel!« antwortete Phöbus, und sein leidenschaftlicher Blick verband sich, um Fleur-de-Lys zu überzeugen, mit dem aufrichtigen Tone seiner Stimme. Er glaubte es in diesem Augenblicke vielleicht selbst. — Unterdessen war die gute Mutter, erfreut, die Verlobten in einem so vollkommenen Einverständnis zu erblicken, aus dem Zimmer gegangen, um irgend ein häusliches Geschäft zu besorgen. Phöbus bemerkte es, und diese Einsamkeit machte den unternehmenden Hauptmann so kühn, daß sehr seltsame Gedanken in seinem Kopfe aufstiegen. Fleur-de-Lys liebte ihn; er war ihr Verlobter; sie war allein mit ihm; seine alte Neigung für sie war nicht allein in ihrer ersten Frische, sondern auch in all ihrer Gluth bei ihm

zurückgekehrt, und dann war es ja kein großes Verbrechen, das Korn auf dem Halme zu verzehren; ich weiß nicht, ob gerade diese Gedanken ihm durch den Kopf gingen; aber so viel ist gewiß, Fleur-de-Lys wurde plötzlich erschreckt durch den Ausdruck seines Blickes. Sie sah sich rings um und sah ihre Mutter nicht mehr.

»Mein Gott!« sagte sie erröthend und unruhig; »mir ist so heiß!«

»Ich glaube in der That,« antwortete Phöbus, »daß es gleich Mittag ist. Die Sonne ist so drückend. Wir brauchen nur die Vorhänge zu schließen.«

»Nein, nein!« rief die arme Kleine, »ich habe im Gegentheil Luft nöthig.«

Und wie eine Hündin, welche das Spüren der Meute merkt, stand sie auf, lief ans Fenster, öffnete es und eilte auf den Balcon.

Phöbus, dem dies etwas in die Quere kam, folgte ihr dahin.

Der Platz des Vorhofes von Notre-Dame, auf welchen dieser Balcon die Aussicht hatte, bot in diesem Augenblicke ein düsteres und sonderbares Schauspiel dar, welches die Natur des Schreckens der furchtsamen Fleur-de-Lys plötzlich veränderte.

Eine ungeheure Menschenmenge, welche



bis in alle nahe liegenden Straßen hinwogte, bedeckte den eigentlichen Platz. Die kleine Einfassungs-Mauer, welche den Vorhof selbst umgab, hätte nicht hingereicht, ihn frei zu lassen, wenn sie nicht durch eine dichte Reihe von bewaffneten Gerichtsdienern verdoppelt wäre. Der Eintritt zum Vorhof wurde durch einen Haufen Hellebardiere mit dem Wappen des Bischofs bewacht. Die breiten Thüren der Kirche waren geschlossen, was einen starken Contrast mit den Fenstern des Platzes bildete, welche bis in die Spitzen der Dächer geöffnet, Tausende von Köpfen übereinander aufgeschichtet wie die Kugeln in einem Artillerie-Parke zeigten.

Die Oberfläche dieser Menschenmasse war grau und schmutzig. Das Schauspiel, welches sie erwartete, gehörte offenbar zu denjenigen, welche das Vorrecht haben, den schmutzigsten und gemeinsten Theil der Bevölkerung herbeizulocken und anzuziehen. Nichts war scheußlicher als das Geräusch, welches von diesen sich drängenden gelben Nüsen und schmutzigen Haaren emporstieg. In diesem Gedränge hörte man mehr Gelächter als Geschrei, mehr Weiber als Männer.

Von Zeit zu Zeit drang eine scharfe und zitternde Stimme durch das allgemeine Geräusch.

»Ohe! Mahiet Baliffer! will man sie denn da hängen?«

»Einfältige! hier wird die Kirchenbuße im Semde gehalten! Der liebe Gott will ihr hier Lateinisch ins Gesicht husten! Das geschieht hier immer um 12 Uhr. Wenn Du den Galgen sehen willst, so gehe zum Greve-Platz.«

»Ich will nachher hingehen.«

\* \* \*

»Sagt doch, la Boucanbry, ist es wahr, daß sie einen Beichtiger ausgeschlagen hat?«

»Es scheint so, la Bechaigne.«

»Seht Ihr wohl, die Heidin!«

\* \* \*

»Mein Herr, das ist so Gebrauch. Der Palastvoigt ist gehalten, den verurtheilten Verbrecher zur Hinrichtung dem Profos von Paris zu überliefern, wenn es ein Laie ist; ist es ein Geistlicher, dem Official des Bischofs.« — »Ich danke Euch, mein Herr.«

\* \* \*

»Ach, mein Gott!« sagte Fleur-de-Lys, »das arme Geschöpf!«

Dieser Gedanke machte den Blick, mit welchem sie auf die Volksmasse hinabsah, zu einem schmerzlichen. Der Hauptmann, welcher weit mehr mit ihr als mit der Volksmasse beschäftigt

II. Theil.

19



war, zerzte verliebt hinten an ihrem Gürtel. Sie wandte sich mit einem bittenden und lächelnden Blicke nach ihm um. »Mit Gunst, laßt mich, Phöbus! wenn meine Mutter wiederkäme, würde sie Eure Hand sehen.«

In diesem Augenblicke schlug es langsam 12 Uhr auf Notre-Dame. Ein freudiges Gemurmel verbreitete sich über die Menge. Der letzte Schlag war kaum verklungen, als alle Köpfe sich in die Höhe reckten und ein ungeheures Geschrei vom Boden, von den Fenstern und Dächern mit den Worten: »Da ist sie!« laut wurde.

Fleur-de-Lys legte beide Hände auf ihre Augen, um sie nicht zu sehen.

»Meine Schöne,« sagte Phöbus zu ihr, »wollt Ihr wieder hineingehen?«

»Nein,« antwortete sie, und dieselben Augen, die sie aus Furcht geschlossen hatte, öffnete sie aus Neugier.

Ein Karren, durch ein starkes normännisches Pferd gezogen und ganz umringt von Reitern in violetter Uniform mit weißen Kreuzen, kam aus der Straße St. Pierre-aux-Boeufs auf den Platz. Die Gerichtsdiener der Wache machten ihm Platz unter der Menge mit reichlich ausgetheilten Stockschlägen. Neben dem Karren rit-

ten einige Justiz- und Polizei-Beamte, kenntlich an ihrem schwarzen Costüm und an der linksischen Art und Weise, womit sie sich im Sattel hielten. Meister Jakob Charmolue paradierte an ihrer Spitze. Auf dem verhängnißvollen Karren saß ein junges Mädchen mit auf den Rücken gebundenen Händen, ohne daß ein Priester neben ihr war. Sie war im Hemde, ihre langen, schwarzen Haare (man schnitt sie damals erst am Fuße des Galgens ab) fielen zerstreut über ihren Hals und ihre halb entblößten Schultern herab.

Durch dieses umherwogende Haar, welches heller glänzte als das Gefieder eines Raben, sah man einen dicken, grauen und schmutzigen Strick sich winden, welcher um ihre zarten Schlüsselbeine geschlungen war und sich rings um den reizenden Hals des Mädchens wie ein Regenwurm um eine Blume schlang. Unter diesem Stricke erglänzte ein kleines Amulet, mit grünen, unechten Steinen verziert, welches man ihr ohne Zweifel gelassen hatte, weil man denjenigen keine Bitte mehr abschlägt, welche zum Tode gehen. Die Zuschauer in den Fenstern konnten auf dem Boden ihres Karrens ihre nackten Beine sehen, welche sie unter sich zu verstecken suchte. Zu ihren Füßen saß eine



kleine, festgebundene Ziege. Die Verurtheilte hielt mit ihren Zähnen ihr schlecht befestigtes Hemd zusammen. Sie schien in ihrem Unglücke noch am meisten darüber zu leiden, daß sie fast ganz nackt allen Blicken ausgekehrt war.

»Jesus!« sagte lebhaft Fleur-de-Lys zum Hauptmann. »Seht doch her, schöner Vetter, es ist die schändliche Zigeunerin mit der Ziege.«

Bei diesen Worten drehte sie sich nach Phöbus um, welcher die Augen starr auf den Karren geheftet hatte und sehr blaß war.«

»Welche Zigeunerin mit der Ziege?« sagte er stotternd.

»Wie?« sagte Fleur-de-Lys, »Ihr solltet Euch nicht mehr erinnern?«

Phöbus unterbrach sie: »Ich weiß nicht, was Ihr meint.«

Er that einen Schritt, um ins Zimmer zurückzugehen; aber Fleur-de-Lys, deren Eifersucht, durch dieselbe Zigeunerin früher so lebhaft angefaßt, wieder erwachte, warf einen durchdringenden und mißtrauischen Blick auf ihn. Sie erinnerte sich in diesem Augenblicke undeutlich, von einem Capitain gehört zu haben, welcher in den Proceß dieser Here verwickelt war.

»Was fehlt Euch?« sagte sie zu Phöbus; »man sollte glauben, dieses Weib habe Euch in Verwirrung gebracht.«



Phöbus zwang sich, zu lachen. — »Mich! bei Leibe nicht! Ja wohl!«

»Dann bleibt hier,« versetzte sie gebieterisch, »wir wollen bis zu Ende zusehen!«

Der unglückliche Capitain mußte wohl bleiben. Was ihn ein wenig beruhigte, daß war der Umstand, daß die Verurtheilte ihren Blick nicht von dem Boden ihres Karrens erhob. Auf dieser letzten Sprosse der Schmach und des Unglücks war sie noch immer schön; ihre großen schwarzen Augen schienen noch größer geworden zu sein wegen der Magerkeit ihrer Wangen; ihr blaßes Profil war rein und erhaben.

Uebrigens war in ihr nichts mehr, das nicht in irgend einer Beziehung schwankte, und das außer ihrer Schamhaftigkeit, sie nicht ganz dem Zufall überlassen hätte, so sehr war sie durch Stumpfsinn und Verzweiflung zerknickt. Ihr Körper fiel bei allen Stößen des Karrens wie etwas Todtes, Zerbrochenes umher; ihr Blick war finster und wahnsinnig. Man sah in ihrem Augapfel noch eine Thräne, aber unbeweglich und gleichsam festgefroren.

Unterdessen war der traurige Zug durch das Gedränge mitten unter dem Freudengeschrei und den Aeußerungen der Neugier hindurchgedrungen. Jedoch müssen wir, um der Geschichte treu zu

bleiben, bemerken, daß Viele und sogar die Hart-  
herzigsten, als sie sie so schön und so niederge-  
beugt sahen, zum Mitleiden bewegt wurden.  
Der Karren war in den Vorhof hineingefahren.

Vor dem mittlern Portale blieb er halten.  
Die Bedeckung stellte sich von beiden Seiten in  
Schlachtordnung auf. Die Menschen wurden  
still, und mitten in dieser feierlichen und angst-  
vollen Stille drehten sich die beiden Flügel der  
großen Thür wie von selbst auf ihren knarren-  
den Angeln auf. Da sah man ihrer ganzen  
Länge nach in die tiefe, düstere, schwarz ausge-  
schlagene Kirche, welche kaum von einigen auf  
dem Hochaltare flackernden Kerzen erhellt wurde,  
hinein. Ganz im Hintergrunde, im Dunkel des  
hohen Chors, sah man ein gigantisches silbernes  
Kreuz, aus einem schwarzen, von der Decke bis  
zum Boden herabfallenden Tuche hervortretend.  
Das ganze Schiff war öde. Jedoch sah man  
unbeutlich in den entfernten Stühlen des Chors  
einige Priesterköpfe sich bewegen, und in dem  
Augenblicke, wo das große Thor geöffnet wurde,  
hörte man einen tiefen, monotonen Gesang, wel-  
cher gleichsam stoßweise Bruchstücke aus Trauer-  
psalmen über das Haupt der Verurtheilten hin-  
auswarf.

...Non timebo millia populi circumdan-



tis me: exsurge, Domine; salvum me fac, Deus!

...Salvum me fac, Deus, quoniam intra-  
verunt aquae usque ad animam meam.

...Infixus sum in limo profundi, et non  
est substantia.

Zu gleicher Zeit intonirte eine andere, vom  
Chore abgefonderte Stimme auf der Stufe des  
Hochaltars dieses melancholische Dffertorium:

...Qui verbum meum audit, et credit ei,  
qui misit me, habet vitam aeternam, et in ju-  
dicium non venit; sed transit a morte in  
vitam.

Dieser Gesang, welchen einige in der Fin-  
sterniß sich verlierende Greise von fern anstimm-  
ten über dieses schöne Geschöpf, voll von Ju-  
gend und Leben, umweht von der lauen Früh-  
lingsluft, umstrahlt vom Sonnenglanze, war die  
Todtenmesse.

Das Volk hörte andächtig zu.

Die Unglückliche schien ihr Gesicht und ihre  
Besinnung verloren zu haben bei dem Anblicke  
des düstern Innern der Kirche. Ihre weißen  
Lippen bewegten sich, als ob sie betete, und als  
der Henkersknecht ihr näher trat, um ihr vom  
Karren herabzuhelfen, hörte er sie mit leiser  
Stimme das Wort: »Phöbus« wiederholen.



Man band ihr die Hände los, man ließ sie nebst ihrer ebenfalls losgebundenen Ziege herabsteigen, man ließ sie barfuß über das rauhe Pflaster bis zur untersten Stufe des Portals hingehen. Der Strick, welchen sie um den Hals hatte, schleppte hinter ihr her. Man hätte ihn für eine Schlange halten können, welche sie verfolgte.

Darauf wurde der Gesang in der Kirche unterbrochen. Ein großes goldenes Kreuz und ein Zug Kerzen setzte sich im Innern in Bewegung. Man hörte die Helleparden der buntpfarbigen Schweizer klirren, und einige Augenblicke darauf kam ein langer Zug von Priestern im Messgewande und von Diaconen in Dalmatiken langsam und singend auf die Verurtheilte zu und stellte sich vor ihren und den Augen der Menge auseinander. Aber ihr Blick haftete nur auf demjenigen, welcher an ihrer Spitze unmittelbar hinter dem tragbaren Kreuze her ging. — »Ach!« sagte sie ganz leise und zusammenschauernd, »das ist er wieder! der Priester!«

Es war allerdings der Archidiaconus. Er hatte zu seiner Rechten den Subcantor und zu seiner Linken den Cantor, bewaffnet mit seinem Dienststabe. Er bog den Kopf vor mit starren und offenen Augen, indem er mit starker Stimme sang:

»De ventre inferi clamavi, et exaudisti vocem meam. — Et projecisti me in profundum in corde maris, et flumen circumdedit me.«

In dem Augenblicke, wo er am Tageslichte unter dem gothischen Portale erschien, eingehüllt in eine große Kappe von Silberstoff, mit schwarzem Kreuze, war er so blaß, daß Mehrere dachten, es wäre einer von den marmornen, auf den Grabsteinen des Chors auf den Knien liegenden Bischöfen, welcher sich erhoben hätte, und die zum Tode Gehende an der Schwelle des Grabes in Empfang nähme.

Sie, ebenfalls blaß und zur Statue geworden, hatte es kaum bemerkt, daß man ihr eine schwere, gelbe, angezündete Wachskerze in die Hand gegeben hatte; sie hatte nicht die kreischende Stimme des Greffiers gehört, welcher den verhängnißvollen Inhalt der Kirchenbuße vorlas; als man ihr gesagt hatte, sie sollte Amen antworten, hatte sie es geantwortet. Um ihr einiges Leben und einige Kraft wieder zu geben, mußte erst der Priester seinen Begleitern ein Zeichen geben, sich zu entfernen, und allein auf sie vorschreiten.

Da fühlte sie ihr Blut in ihrem Kopfe sieden, und ein Ueberrest von Unwillen ent-

zündete sich wieder in ihrer schon erstarrten Seele.

Der Archidiaconus näherte sich ihr langsamem Schrittes, und sie sah selbst in dieser schrecklichen Lage, wie er auf ihre Nacktheit einen wolüstigen, eifersüchtigen und verlangenden Blick warf. Dann sagte er zu ihr mit lauter Stimme: »Junges Mädchen, habt Ihr schon zu Gott um die Vergebung Eurer Fehlritte und Sünden gebetet?« — Er neigte sich zu ihrem Ohre hinab und fuhr fort (die Zuschauer glaubten, er hörte ihre letzte Beichte)! »Willst Du mich? Ich kann Dich noch retten.«

Sie sah ihn starr an: »Hebe Dich weg, Satan! oder ich gebe Dich an.«

Er fing auf eine schreckliche Art an zu lächeln. — »Man wird Dir nicht glauben. — Du wirst nur ein Vergerniß zum Verbrechen hinzufügen. — Antworte schnell! Willst Du mich?«

»Was hast Du mit meinem Phöbus angefangen?«

»Er ist todt!« sagte der Priester.

In diesem Augenblick hob der elende Archidiaconus mechanisch den Kopf in die Höhe und sah an dem andern Ende des Platzes auf dem Balcon des Hauses Gondelaurier den Capitain



neben Fleur-de-Lys stehen. Er schwankte, strich mit der Hand über seine Augen, sah noch einmal hin, murmelte einen Fluch, und alle seine Züge zogen sich gewaltsam zusammen.

»Nun gut! stirb Du!« sagte er leise. »Niemand soll Dich besitzen. Darauf hob er seine Hand über der Zigeunerin in die Höhe, und rief mit einer Grabesstimme: »I nunc anima anceps et sit tibi Deus misericors!«

Dies war die furchtbare Formel, mit welcher man diese düstere Ceremonie zu beschließen pflegte. Es war das zwischen dem Priester und Henker verabredete Zeichen.

Das Volk warf sich auf die Knie. — »Kyrie Eleison« sprachen die Priester, welche unter dem Bogen des Portals stehen geblieben waren. — »Kyrie Eleison,« wiederholte murmelnd die Menge. — »Amen,« sprach der Archidiaconus.

Er drehte der Verurtheilten den Rücken zu, sein Haupt fiel auf seine Brust nieder, seine Hände kreuzten sich, er trat wieder zu den Priestern, in deren Begleitung er erschienen war, und einen Augenblick darauf sah man ihn mit dem Kreuze und den Kerzen unter den dunkeln Arcaden der Kirche verschwinden; und seine tönende Stimme erstarb nach und nach im Chore, indem er diesen Vers der Verzweiflung sang:

»Omnes gurgites tui et fluctus tui super me transierunt!«

Unterdessen waren die Thüren von Notre-Dame offen geblieben, so daß man die Kirche leer, verödet, in Trauer, ohne Kerzen und schweigend erblickte.

Die Verurtheilte blieb unbeweglich an ihrem Platze, und erwartete, was man über sie verfügen würde. Einer der Gerichtsdiener mußte Meister Charmolue benachrichtigen, welcher während dieser Scene angefangen hatte, eins von den Basreliefs des großen Portals zu studiren.

Man hatte viele Mühe, ihn von dieser Betrachtung loszureißen; aber endlich drehte er sich um, und auf ein Zeichen, welches er gab, näherten sich zwei braun gekleidete Männer, die Henkersknechte, der Zigeunerin, um ihr die Hände wieder fest zu binden.

Die Unglückliche wurde in dem Augenblicke, wo sie wieder auf den verhängnißvollen Karren steigen und sich auf ihren letzten Weg begeben sollte, noch von dem bittersten Kummer ihres Lebens heimgesucht. Sie hob ihre trockenen Augen zum Himmel, zur Sonne, zu den hie und da durch blaue Dreiecke und Trapezien zerrissenen Silberwolken empor; dann schlug sie sie

nieder, sah um sich, auf das Gedränge, auf die Häuser... Pöblich, während der gelbbraune Mensch ihr die Ellenbogen festbindet, stieß sie ein schreckliches Geschrei, ein Freudengeschrei, aus. Auf jenem Balcon, im Winkel des Plazes hatte sie ihn, ihren Freund, ihren Herrn, Phöbus bemerkt! Der Richter hatte gelogen! Der Pries-  
 tier hatte gelogen! Er war es selbst, sie konnte nicht daran zweifeln; er stand da, schön, lebend, in seiner glänzenden Uniform, mit dem Federbusch auf dem Haupte, den Degen an der Seite.

»Phöbus!« rief sie, »mein Phöbus!«

Und sie wollte ihre vor Liebe und Entzük-  
 fen zitternden Arme nach ihm ausstrecken; aber sie waren festgebunden.

Darauf sah sie den Hauptmann die Stirn  
 kraus ziehen, ein junges Mädchen, welches sich an ihn anlehnte, ihn mit verächtlicher Miene und erzürntem Blicke ansehen; darauf sprach Phöbus einige Worte aus, welche nicht bis zu ihr gelangten, und alle Beide verschwanden plötzlich hinter dem Glasfenster des Balcons, welcher verschlossen wurde.

»Phöbus!« rief sie ganz außer sich, »glaubst Du etwa...?«

Ein schrecklicher Gedanke stieg in ihr auf. Sie erinnerte sich, daß sie verurtheilt worden



war wegen eines an der Person Phobus von Chanteaupers begangenen Mordes.

Sie hatte bis dahin Alles ertragen. Aber dieser letzte Schlag war zu hart. Sie fiel ohne Bewegung auf die Erde nieder.

»Nur zu!« sagte Charmolue, »tragt sie auf den Karren und macht ein Ende.«

Niemand hatte bis dahin in der Reihe der Königs-Statuen, welche unmittelbar über dem gothischen Gewölbe des Portals lausgehauen waren, einen seltsamen Zuschauer bemerkt, welcher Alles mit einer solchen Unempfindlichkeit, mit einem so ausgereckten Halse, mit einem so häßlichen Gesichte angesehen hatte, daß ohne seinen halb rothen, halb violetten Anzug, man ihn für eins von den steinernen Ungeheuern hätte halten können, mit deren Rachen sich seit 600 Jahren die langen Dachrinnen der Kathedrale endigen. Dieser Zuschauer hatte nichts von dem verloren, was seit Mittag vor dem Portale von Notre-Dame sich zugetragen hatte. Und von den ersten Augenblicken an hatte er, ohne daß Jemand daran dachte, ihn zu beobachten, an eine der Säulen der Gallerie ein dickes Seil mit Knoten festgeknüpft, dessen Ende auf den Boden hinabfiel. Als er dies gethan, hatte er ruhig zugehört, und von Zeit zu Zeit gepfiffen,

wenn eine Amsel vor ihm vorbeigeflogen war. Plötzlich in dem Augenblicke, wo die Henkersknechte sich anschickten, den phlegmatischen Befehl Charmolue's auszuführen, sprang er über das Geländer der Gallerie, faßte das Seil mit den Füßen, Knien und Händen; dann sah man ihn über die Fagade herabkommen, auf die beiden Henker mit der Geschwindigkeit einer herabfallenden Kaze zulaufen, sie mit zwei Faustschlägen zu Boden strecken, die Zigeunerin mit einer Hand aufheben, und mit einem Satz in die Kirche springen, indem er das junge Mädchen hoch über seinen Kopf emporhielt, und mit furchtbarer Stimme ausrief: »Ufhl!«

Dies geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß wenn es Nacht gewesen wäre, man Alles bei dem Scheine eines Blitzes hätte sehen können.

»Ufhl! Ufhl!« wiederholte die Menge, und das Klatschen von zehntausend Händen ließen das einzige Auge Quasimodo's vor Freude und vor Stolz funkeln.

Diese Erschütterung bewirkte, daß die Verurtheilte wieder ins Leben zurückkehrte. Sie schlug ihre Augen auf, sah Quasimodo an, dann machte sie sie plötzlich wieder zu, als ob sie über ihren Retter sich entfetzt hätte.

Charmolue blieb ganz starr da stehen, so wie die Henker und die ganze Bedeckung.

In der That, in dem Bezirke von Notre-Dame war die Verurtheilte unverletzlich. Die Kathedrale war ein Zufluchtsort. Jede menschliche Gerichtsbarkeit hörte jenseit ihrer Schwelle auf.

Quasimodo war unter dem großen Portale stehen geblieben. Seine breiten Füße erschienen auf dem Pflaster eben so massiv, als die plumphen römischen Pfeiler. Sein dicker Kopf, von Haaren bedeckt, drückte sich eben so in seine Schultern, wie der der Löwen, welche ebenfalls eine Mähne und keinen Hals haben. Er hielt das junge zuckende Mädchen mit seinen schwielichten Händen in die Höhe, aber er trug sie mit so viel Vorsicht, daß es schien, als ob er fürchtete, sie zu zerknicken. Auf Augenblicke sah es aus, als ob er es nicht wagte, sie zu berühren. Dann, plötzlich, drückte er sie fest in seine Arme, auf seine hervorstehende Brust, wie sein Gut, wie seinen Schatz, wie es die Mutter mit einem Kinde macht. Sein Gnomenaug, auf sie herabschauend, überströmte sie mit Barmherzigkeit, mit Schmerz und Mitleiden, und erhob sich dann plötzlich blitzend. Da lachten und weinten die Weiber zu gleicher Zeit, die Menge

wußte sich vor Enthusiasmus nicht zu halten; denn in diesem Augenblicke hatte Quasimodo wirklich eine eigenthümliche Schönheit.

Nach einigen Minuten des Triumphes verschwand Quasimodo mit seiner Last in der Kirche. Das Volk suchte ihn mit den Augen in dem dunkeln Schiffe, und bedauerte nichts mehr, als daß er sich so schnell seinem Beifallsgeschrei entzogen hätte. Plötzlich sah man ihn auf einem der äußersten Enden der Gallerie der Könige von Frankreich wieder erscheinen, indem er seine Eroberung in seinen Armen hielt und ausrief: »Ahl!« Die Menge brach in neuen, verdoppelten Beifall aus. Einen Augenblick später erschien er wieder auf der obern Plateform mit seiner Bürde, immer rufend: »Ahl!« was die Menge wiederholte. Endlich zeigte er sich zum dritten Male auf der Spitze des Glockenthurms; von dort schien er mit Stolz der ganzen Stadt diejenige zu zeigen, die er gerettet hatte, und seine donnernde Stimme, diese Stimme, welche man so selten und nie wieder hörte, wiederholte drei Mal mit einem in die Wolken dringenden Tone: »Ahl! Ahl! Ahl!«

»Weihnacht! Weihnacht!« schrie das Volk  
II. Theil.



seinerseits, und dieser ungeheure Beifall verfestete auf dem andern Ufer der Seine die Menge auf dem Greve-Platz und die Eingemauerte, welche das Auge immer starr auf den Galgen geheftet hatte, in Erstaunen.

Ende des zweiten Bandes.



DL 3724

(1-3)

ULB Halle

3

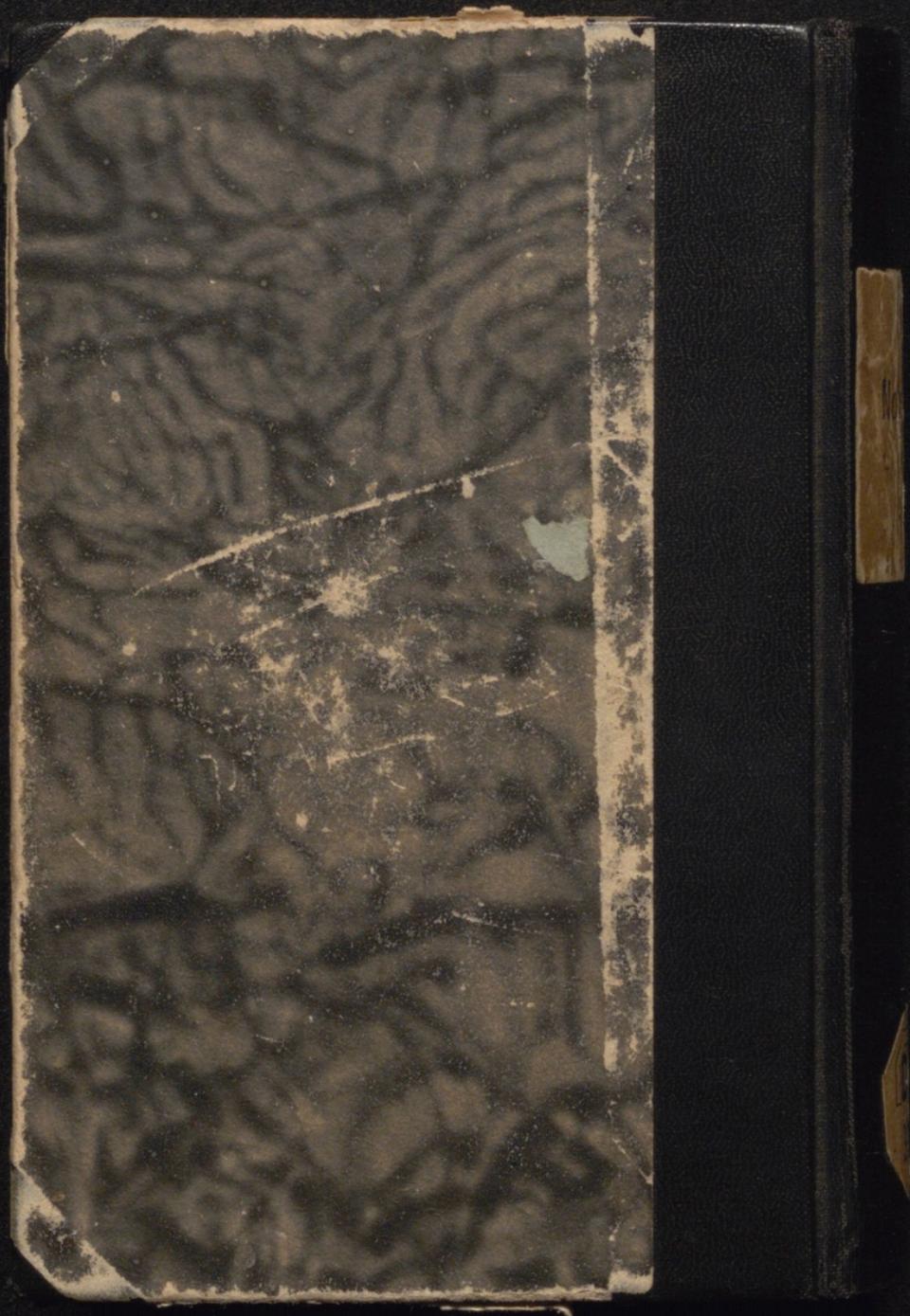
003 749 55X



Sb.

*Paul Friedrich*  
*Buchbindermeister*  
*Merseburg*  
*Wilh.-Liebknecht-Str. 8*







Die  
**Kirche Notre-Dame**  
zu Paris.

Historisch-romantische Erzählung

von

**Victor Hugo.**

Nach

der vierten französischen Original-Ausgabe übersezt

von

**Theodor Weiss.**

Zweiter Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

